DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang Heft 2

INHALTS-VERZEICHNIS

Walter Fuchs ..... *Abessinisches Segment*
Alfred Flechtheim ..... *In Memoriam Paul Cassirer*
Albert Ehrenstein ..... *Po Chü-I*
René Paresce ..... *Lyautey, der Diktator Marokkos*
Robert Klein ..... *Leitfaden für Kritiker*
Vauvrecy ..... *Die Brüder Le Nain*
Egon Friedell ..... *Die Geburt der Revolverpresse*
Ottomar Starke ..... *Revue Nègre*
Lili Pringsheim ..... *Das Ehebuch*
Kurt Pinthus ..... *Die Kunst des Eislaufs*
Volpone und Collofino ..... *Schulerinnerungen*
Johann Konrad Friederich ..... *Das große Kölner Karnevalsfest vor hundert Jahren*

Sammelquerschnitt / Bücher-Querschnitt
Marginalien

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

*

Das Bild auf dem Umschlage zeichnete Ottomar Starke

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien

4 PS OPEL 10 PS

Präzisions-Serien-Wagen

Zweisitzer	RM 3 600.—
Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3 700.—
Dreisitzer	RM 4 200.—
Viersitzer	RM 4 300.—
Limousine (3 sitzig)	RM 4 800.—
Limousine (4 sitzig)	RM 4 950.—
Lieferwagen	RM 3 900.—

Fünff. Ballonbereif., Elektr. Licht, Elektr. Anlasser, Elektr. Signal, Km.-Zähler u. Geschwindigkeitsmess. Auf Wunsch werden die Wagen geg. 6-, 9- u. 12 monatl. Teilzahl. gelief.

Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifung)	RM 7 950.—
Fünfsitzer (offen)	RM 7 950.—
Innensteuer-Limousine (4 türig)	RM 9 000.—
Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 8 450.—
Pullmann-Limousine (6 sitzig)	RM 9 600.—

Vierradbremse, 6 Stahlräder, sechsfache Ballonbereifung, Elektrisches Licht, Elektrische Anlasser, Elektrisches Signal, Stoßdämpfer, Scheibenwischer. Gepäckbrücke.
1 t-Lieferwagen-Gestell (fünff. bereift) RM 5 950.—

Mehr als 20000 Besitzer sind mit ihren 4-PS-Opelwagen restl. zufrieden. Die Handhabung des Wagens ist so einf., daß fast 98% der Besitzer Selbstfahrer sind. Von der hervorrag. Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit u. Qualitätsarbeit geben zahlr. Anerkennungsschreib. Zeugnis, die tägl. einlauf. 54000, 68000, 74000 km haben unzähl. 4 PS hinter sich ohne nennenswerte Störung. Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgeseh. Hunderttausendserie sind bereits im Verkehr. In den tägl. einlauf. zahlr. Zuschriften der Besitzer kommt die höchste Anerkennung u. Zufriedenheit über den neuen 10-PS-Typ zum Ausdruck

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main.

Adam Opel, Fahrräder- u. Motorwagen-Fabrik, Rüsselsheim a·M

Vertreter an allen Plätzen! — Lassen Sie, bitte, sich ausführl. Angebot u. Beschr. von dem nächsten Opelvertreter geben!

Ottomar Starke

ABESSINISCHES SEGMENT

Von

Dr. jur. et rer. pol. WALTER FUCHS

Die übertriebene Hochschätzung Europas und die — vor allem natürlich zum richtigen Engländer gehörige — Verachtung aller „coloured people" haben vielen unserer Zeitgenossen das Gefühl eingegeben, daß die Europäer allein vernünftige Wesen seien. Wer indessen von seinem Europadünkel noch nicht ganz rettungslos besessen ist und in dieser Einstellung nach Abessinien kommt, der wird manchmal jenes Hochgefühl dort recht interessanten Belastungsproben und Zweifeln ausgesetzt sehen, die ihn oft nur im ersten Augenblick lächeln lassen.

In äquatorialer Zone, wüstenumgürtet auf dem alpinen, wildzerklüfteten Hochland von Habesch gelegen, als politische Enklave rings von fremden Kolonialmächten umschlossen und ohne eigenen Zugang zum Ozean, ist Abessinien heute das einzige Reich Afrikas, das sich seine Souveränität zu erhalten gewußt hat. Mit seiner — nach der Legende — mehr als 3000jährigen Geschichte darf es den Anspruch erheben, zu den ältesten und eigenartigsten Reichen der Weltgeschichte zu gehören.

Bestimmend für den heutigen Charakter seiner Kultur und Zivilisation wurde das seltsame Schicksal des Landes, daß es im Laufe seiner Ge-

schichte, aus seiner Abgeschlossenheit heraus, mit der Außenwelt zwar immer wieder in, aber auch immer wieder außer Berührung gekommen ist; und die Zwischenräume währten oft jahrhundertelang.

Nach dem legendären Besuch der Königin von Saba, der Beherrscherin Abessiniens in biblischen Zeiten, bei dem König Salomo in Jerusalem und ihrer berühmt gewordenen Liebe zu dem weisen König, aus der dann Menelik I. hervorging, der Stammvater der noch heute über die abessinischen Länder regierenden salomonischen Dynastie, waren es im zwölften Jahrhundert die Kreuzritter, im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen, im achtzehnten die Franzosen, die — immer wieder vorübergehende — Verbindungen zwischen dem afrikanischen Berglande und Europa schufen. Seit der Regierung Meneliks II. (1889—1913), des machtvollen Begründers des modernen abessinischen Reichs, wurden zwar diese Beziehungen nicht mehr unterbrochen, sie sind indessen bis heute de facto verhältnismäßig doch noch recht dürftig geblieben. Abessinien konnte daher im wesentlichen weiter das abgeschlossene, geheimnisvolle Land bleiben, dessen Bewohner, fern vom Lebenstempo moderner Zivilisation, in „happy valleys" unter der Sonne wohnen und — in mehr als einer Hinsicht — sich Gott näher fühlen als kaum eine andere Nation auf dem Planeten.

Die jahrhundertelange Abgeschlossenheit Abessiniens von den großen Verkehrsstraßen der Welt hat als eine nur natürliche Folge das stete Vorhandensein eines starken konservativen Elements in der Bevölkerung aller Schichten gezeitigt. Durch den sich immer wiederholenden, langanhaltenden Rückfall des Landes in seine hermetische Abgeschlossenheit, nach den wenigen, relativ kurzfristigen Berührungen mit der Außenwelt, konnte dieses Element auch immer wieder Erstarkung und Erhaltung finden; denn die Unbeständigkeit des unvermittelt neu Hinzugekommenen erwies sich gewissermaßen immer wieder von selbst, wogegen die Beständigkeit des Althergebrachten, das in Wirklichkeit nie anderen Angriffen als denen des Zeitablaufs an sich ausgesetzt war, seine Berechtigung einfach durch die Fortdauer augenfällig zeigte. So haben sich viele uralte Sitten und Gebräuche, Anschauungsformen und Staatseinrichtungen aus unvordenklichen Zeiten unverändert oder fast unverändert erhalten. Die gemeinsame Grundlage aller dieser Erscheinungen aber ist in einem, allen Abessiniern eigenen, tiefen religiösen Gefühl zu finden. Die Bibel, und zwar mit besonderer Betonung des Alten Testaments, ist heute noch das erste Grundgesetz des abessinischen Reiches.

Dieser Christenglaube eines uralten Volks inmitten einer Welt des Islams, die sich noch immer mehr unter den heidnischen Stämmen Zentralafrikas ausdehnt, gehört zweifellos zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieses merkwürdigen Landes. Schon im vierten Jahrhundert ist das Christentum nach Abessinien gekommen. Vorher war dort, neben vielen heidnischen Gebräuchen, sicher der jüdische Religionskult weit verbreitet. Wie er dahin gekommen ist und in welcher Ausdehnung er dort bestanden hat, bedarf noch weiterer historischer Forschungen. Eine

interessante Hypothese geht dahin, daß die noch heute in großer Anzahl in Nordabessinien nachgewiesenen Juden, die sogenannten Falaschas, zu den berühmten zwei „verlorenen Stämmen" Israels gehören. Sicher ist jedenfalls, daß Juden auch nach Einführung des Christentums in Abessinien eine große Rolle gespielt haben. — Dieser jüdische Einfluß hat zur Folge gehabt, daß sich der christliche Kultus in Abessinien stark mit jüdischen Gebräuchen vermischt und auch in der Auslegung der Bibel den alttestamentarischen Lehren bis heute eine hervorragende Beweiskraft gesichert hat. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist nun ein Christenglauben von besonderer Fassung, die z. T. recht wesentlich von Europas Christentum abweicht, ja — und hier ist bereits eine solche Belastungsprobe, wie oben angedeutet, gegeben — bewußt davon abweicht und sich ausgesprochen für besser und christlicher erklärt als alle Abwandlungen europäischen Kirchenglaubens zusammen. Dem Bekenntnis nach sind die Abessinier Monophysiten, getrennt von Rom, und Angehörige der koptisch-altchristlichen Religionsgemeinschaft. Seit dem sechsten Jahrhundert haben sie die Entwicklung der katholischen Kirche nicht mehr mitgemacht. Gegen die Kreuzzüge haben sie immer energisch protestiert; der Gedanke, mit dem Schwerte die von sich aus friedvollste und toleranteste Religion zu verbreiten, erscheint ihnen heute noch als der klarste und erschreckendste Beweis für die Gottverlassenheit Europas. Wer in Abessinien einen Andersgläubigen wegen seines Glaubensbekenntnisses oder seiner Religionsübung irgendwie schmäht, wird von Amts wegen belangt, weil er sich gegen die Lehren des eigenen Christenglaubens vergangen hat, der den Glaubenszwang in jeder Form verbietet!

Dieser Begriff der „Gottverlassenheit" im Gegensatz zu dem „Gottgewollten" spielt in der abessinischen Mentalität schlechthin die Hauptrolle. Dabei ist es recht interessant zu sehen, wie für die Herleitung dieser beiden Grundbegriffe neben der Bibel eine einfache und oft verblüffend richtige Beobachtung der Vorgänge und Gesetze der freien Natur obwaltet.

Ein Beispiel: Als ich nach etwa dreijährigem Aufenthalt in Adis Abeba zu einem meiner abessinischen Freunde kam, einem alten kirchlichen Würdenträger, um Abschied zu nehmen, schenkte er mir als Erinnerungsgabe eines jener merkwürdigen abessinischen Gemälde, die, nach den strengen Malregeln der Malschule in Gondar gefertigt, den Kunsthistorikern noch ein weites Feld für die Forschung bieten; das Bild war eine Art Triptychon, dessen Mittelbild unverkennbar den Sündenfall, Adam, Eva und die Schlange am Baume der Erkenntnis, und dessen rechter Teil die Vertreibung aus dem Paradies darstellte; links jedoch war etwas Seltsames: in einer abessinischen Rundkirche (wie die altjüdische Stiftshütte, ist die abessinische Kirche heute noch immer ein Rundbau aus zwei konzentrischen Höfen um das Allerheiligste in der Mitte) saßen zwei stilisierte Gestalten friedlich nebeneinander, von denen die eine wohl Gottvater sein sollte, die andere aber eine Frau zeigte, die in ganz derselben Art und Auffassung wie Gottvater selbst dar-

gestellt war. Auf meine Frage nach der Bedeutung dieser zweiten Gestalt erklärte mir mein weiser Freund ganz einfach, die gottähnliche Frau sei doch natürlich die Versinnbildlichung des Heiligen Geistes. — Und damit fing ein Gespräch an, das mir unvergeßlich bleiben wird und das etwa folgenden Gang hatte:

Sicher gäbe es wohl eine Heilige Dreifaltigkeit, aber doch nicht ganz in dem Sinne, wie man es in Europa annehme; dies wäre jedenfalls sehr schwer vorstellbar und in der Natur ohne Vorgang; wo wäre drei gleich eins? Dagegen zeige die Natur immer wieder, daß alle Schöpfung aus einem zeugenden männlichen und einem empfangenden weiblichen Moment entstehe, und in dieser Weise sei der Heilige Geist eben das große weibliche Korrelat des starken männlichen, in sich einzigen Gottes; aus deren Verbindung sei dann die Welt erschaffen. Wie man ihm gesagt habe, hätten ja auch die Europäer einen Begriff, den sie Natur benennen und den sie wohl auch immer mit Gott in Verbindung brächten, ohne ihn aber immer auch damit gleichzusetzen, und diese sogenannte Natur wäre, so habe man ihn informiert, überall ein weiblicher Begriff, ja, manche Europäer sprächen wohl auch geradezu von einer Mutter Erde oder von einer Allmutter Natur; man wäre also wohl im Grunde einig, nur in der einfachen Erkenntnis seien halt die Europäer oft von einer Kompliziertheit, die sie am Erkennen des Einfachen, Naheliegenden, kurz des Gottgewollten meistens hemme. Deswegen zeigten sie sich auch oft so gottverlassen, im Kleinen wie im Großen. Welche wahrlich gottverlassene Sache wäre doch der große Krieg in den letzten Jahren gewesen! — Und nun entwickelte jener einfache und doch so weise Mann, der ganz sicher nie in seinem Leben etwas von der „heiligen Johanna" oder deren geschichtlichem Vorbild gehört hat, dieselben glaubensstarken Grundsätze, die Bernard Shaw seine Heldin verkünden läßt: habe nicht Gott jedem Lande seine besonderen Bedingungen gegeben, die nur seinem Volke zuträglich wären, und habe Gott nicht damit die von ihm gewollte Besitzverteilung jedem gewiesen, der nicht sich selbst verblende? Aber die Völker Europas sähen dies in all seiner Einfachheit nicht. Seit Jahrzehnten lauerten bereits, jedem sichtbar, „die drei Hyänen", England,

A. Degner

Italien und Frankreich, in ihren Somaliländern vor den Toren Abessiniens, gierig es zu verschlingen, wie sie ihre Somalikünsten verschlungen hätten. Und doch wisse jedes Kind, daß die Somaliwüsten für jede der drei Hyänen nur eine unfruchtbare, verlustbringende Last seien, daß hingegen Abessinien Gott viel zu nahe stünde, als daß er es jemals den Hyänen geben würde. Doch die verblendeten Augen der Fremden erkennten nicht einmal die sichtbarsten Zeichen Gottes. Läge Abessinien nicht wie eine wahre Gottesburg da, unzugänglich auf seinem Hochland, schluchtenzerklüftet und wüstenumgürtet? Ließe denn nicht Gott eine Sonne über das Land scheinen mit Strahlen, die jeden Fremden töteten, wenn er auch nur wenige Augenblicke ohne den dürftigen Schutz eines Tropenhelmes sei, während dieselbe Sonne dem Abessinier (er hockt oft stundenlang müßig darunter) nur gute Gedanken eingäbe? — Und welche teuflische Hast treibe doch immer und überall die Fremden? Wo wäre in Gottes weiter Natur solche immerwährende Hast? Es gäbe wohl gelegentlich reißende Ströme, vor allem in der Regenzeit, und auch rasende Unwetter, aber sei nicht der Grundzug der Natur eine große, selbstsichere Ruhe? Wer habe es im menschlichen Leben immer eilig? Der dienstbeflissene, niedere Sklave, der Betrüger, der zum Geschäfte drängt, und der, den ein böses Gewissen jagt — nie aber ein wahrhaft Großer, oder einer, der sich der Lauterkeit seiner Sache bewußt ist. Die Europäer, die oft so erhaben von sich denken und so stolz und verächtlich auf die dunklen Abessinier herabsähen, mögen doch einmal nur in sich sehen. Habe nicht Gott — wie es im Alten Testament bereits verkündet sei — die Gottverlassenen gezeichnet? Hätten sie nicht alle bereits kleine und oft mißfarbene Augen? (Alle Abessinier haben große, dunkle und sehr leuchtende Augen.) Und trügen nicht so viele bereits Gläser und Gestelle davor? (Die Schärfe und Weitsichtigkeit der jagd- und kriegsgewohnten Abessinier auf weite Entfernungen ist für uns oft erstaunlich.) Und bedienen sich nicht so viele Fremde der Metallstücke statt der Zähne? (Die weißen, festen Gebisse der Abessinier bis ins hohe

Adolf Dehn

Lebensalter sind bewunderungswürdig.) Oder wären sie nicht oft so fern von der Gestaltung, die Gott seinem Ebenbilde gegeben habe? (Der abessinische Menschenschlag ist durchweg schön, schlank, kräftig und groß, besonders bei den Somalistämmen, unter denen man Frauen von schlechthin vollendeter klassischer Schönheit finden kann.) Dies möge man einmal ruhig bedenken. Er wisse, man sei sein Freund und ein Freund Abessiniens; er spräche nur als Freund zum Freunde, und nicht etwa, um zu tadeln, sondern nur, um dem Freunde offen die Seele des Abessiniers zu zeigen. Nie würde er zu einem anderen als zu einem Deutschen so gesprochen haben; denn Deutschland sei nicht so gottverlassen wie die anderen Völker Europas. Deutschland habe auch nie als „Hyäne" vor Abessinien gelegen. Deshalb sei auch Gott sichtbar mit den Deutschen.

IN MEMORIAM PAUL CASSIRER

Von

ALFRED FLECHTHEIM

Picasso sagte mir neulich mal: „Es gibt Künstler, die Schöpfer sind, es gibt aber auch schöpferische Kunsthändler." Er dachte in Frankreich an Durand-Ruel und an Vollard. In Deutschland hatten wir einen einzigen solchen Kunsthändler: Paul Cassirer!

In einer Zeit, als der Münchener Stuck und das Düsseldorfer Genre und Anton von Werner ihre Triumphe feierten, als der moderne Kunsthandel von Leuten betrieben wurde, die ebensogut mit Pferden oder Effekten hätten handeln können, denn die Kunst war ihnen Nebensache, das Handeln die Hauptsache, begann Paul Cassirer seine, die Kunstatmosphäre Deutschlands reinigende Arbeit. Er führte Trübner, Liebermann, Corinth und Slevogt zum Siege, er führte aus Frankreich nach Deutschland ein die Meisterwerke der französischen Impressionisten, die in Frankreich noch unbekannt oder verachtet waren, und machte sich in ganz kurzer Zeit zum wichtigsten und damit unbeliebtesten Kunstfaktor in Deutschland.

1910 schrieb er in seiner Zeitschrift „Pan" über den modernen Kunsthandel folgende Worte:

„Die Kritiker des Kunsthandels tun immer so, als ob das Motiv Geld zu verdienen ein verächtliches oder schlechtes Motiv sei. Ich aber glaube: Für seines Lebens Notdurft zu sorgen, ist das primärste, gerechteste und beste Motiv, das nur ein Mensch haben kann; und einen Menschen beurteile ich nicht danach, ob er mit seiner Arbeit Geld verdient hat, sondern, ob er etwas Gutes geleistet hat. Und wenn dann der Erfolg seiner Arbeit so groß wird, daß er nicht nur seines Lebens Notdurft decken kann, sondern Reichtümer sammelt, wer wird sich dann dagegen wehren? Wer wird dann das Geschenk des Geschickes zurückweisen, solange Geld Macht und Freiheit gibt?

Schließlich und endlich ist Bismarck als reicher Mann gestorben. Er hat, so gut er konnte, das Interesse des Hauses, dem er vorstand, gewahrt. Das Haus ist groß und reich geworden, und mit ihm sein erster Beamter.

Wenn Durand-Ruel — um ein Beispiel zu nennen — für die Interessen der Künstler, die er vertrat, so gut er konnte, gesorgt hat, und wenn diese Künstler heute mit ihrem Ruhm die Welt erfüllen, und wenn sie in allen Weltteilen geliebt werden, und wenn sie heute reich geworden sind, — so ist er mit ihnen berühmt und reich geworden, und nur ein Narr kann ihm das verdenken und das Werk seines Lebens herabreißen, weil er dabei nicht arm geblieben ist."

Diese Worte passen am besten für Paul Cassirer selbst. Paul Cassirer ist groß geworden, weil er Großes gewollt, Großes geleistet und an Großes geglaubt hat. Wenn heute in Deutschland die Meisterwerke von Manet, Cézanne und Renoir hängen, in besseren Qualitäten, als selbst in ihrer Heimat, so ist das sein Verdienst. Er hat den deutschen Besitz an kulturellen Gütern unendlich gestärkt und das deutsche Volksvermögen gehoben, denn seit dem Tage, an dem er sich für die französischen Impressionisten eingesetzt hat, bis heute, sind die Werte der Werke dieser Künstler ständig gestiegen, denn immer mehr und mehr wird es der Welt, die sich für Kunst interessiert, klar, daß Manet, Cézanne und Renoir Meister sind, die neben und über den allergrößten alten Meistern genannt zu werden verdienen.

Paul Cassirer war einer der wenigen, der diese großen Meister rechtzeitig erkannt und sich für sie eingesetzt hat; er liebte sie.

Als er 1899 mit Max Liebermann die Berliner Sezession gründete, schrieb er ins Vorwort des Katalogs der ersten Ausstellung folgende prophetischen Worte, die nicht allein die Worte der Berliner Sezession geworden sind, sondern die auch sein eigenes Unternehmen bis auf den heutigen Tag charakterisieren:

„Auch sind wir uns wohl bewußt, daß wir von seiten des Publikums, welches in der Kunst ungern von liebgewonnenen Gewohnheiten läßt, vielfachen Anfeindungen ausgesetzt sind. Doch im Vertrauen auf die siegreiche Kraft der Jugend und das wachsende Verständnis der Beschauer haben wir ein Unternehmen ins Leben gerufen, das einzig und allein der Kunst dienen will."

So war Paul Cassirer, der Kunsthändler. Er, der einzige unter all den vielen deutschen Kunsthändlern, auch heute noch, der sich durch das Handeln mit Kunst zu Aufgaben verpflichtet fühlte, die weit über die Grenzen des Kaufmanns hinausgingen. Selbst nicht als Künstler geboren, hatte er das Bedürfnis, künstlerisch tätig zu sein. Indem er die bedeutendsten Künstler seiner Zeit an sich fesselte und ihnen eine Stütze war, stellte er sich an die Spitze des deutschen Kunstlebens. Die Künstler und die Kunstfreunde glaubten an ihn und sie taten recht daran.

Es widerstrebt mir, über Paul Cassirer, den großen Menschen, zu schreiben, denn ich hatte das Glück, sein Freund zu sein.

PO CHÜ-I

Nachdichtungen
von
ALBERT EHRENSTEIN

Im ersten Frühling allein lustwandelnd am verschlungenen Fluß

Ich hab kein Amt, bin mein eigener Herr,
Auch mein Roß ist frei, wie Dichterpferde frei sind.
Früh streich ich durchs gerade Tor
Am krummen Fluß
Den Frühling lang.
Sein Wind fließt warm,
Die Wolken verwandern,
Um die Berge wird's licht.
Eis wird ein fließend Ding,
Der alte Schnee verging.
In den Wurzeln quillt's:
Junges Gras, junges Gras.

Obstbäumchen erröten unter dem Tau,
Die Weiden im Nebeldunst sind noch nicht grün,
Langsam fliegen die Schatten
Der Wintergänse vorbei.

Die Stadt ist fern, mein Herz wacht auf
Unter den Seelengesängen der Vögel.
Mein Aug' glänzt mit dem Frühling.
Weintrunken schlendere ich in den Wald,
Lebt wohl, ihr Beamten!

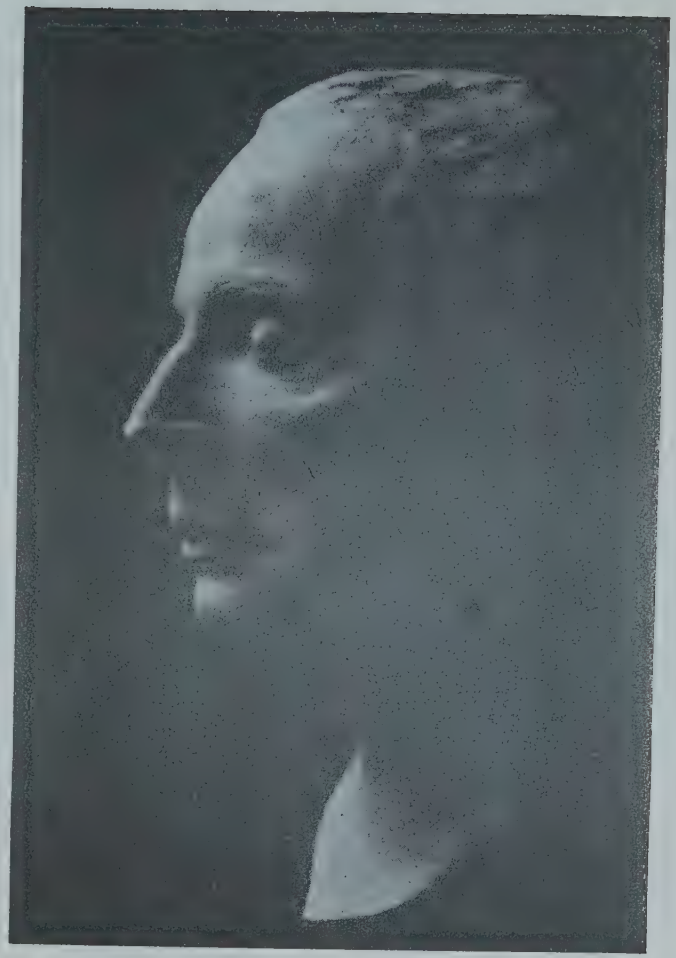
Ich lieb es, einsam zu sein.
Die Wildnis ist meine Heimat.
Namen und Ehre?
Blick ich zurück auf des Ruhmes Palast,
Lache ich auf.

Morgenempfang

In Ch'ang-an lag der Schnee fußhoch. Aber es galt einen Morgenempfang in der dämmernden Früh, es waren Glückwünsche an den Kaiser zu übermitteln. Schon hatte ich die Vorstadt Hsin-ch'ang hinter mir, gerade als ich dem Tor der Silberstraße nahte, glitt meines Pferdes Huf auf dem hohen Damm aus, in der Mitte der Reise verlosch plötzlich meine Laterne.

Zehn Meilen war ich geritten gegen den Nordwind, der kalte blies mir die Ohren fort. Ich wartete auf die Glocke außerhalb der fünf

Paul Cassirer. Photographie aus dem Jahre 1923



Paul Cassirer (gest. 7. 1. 26). Totenmaske von Georg Kolbe.

Abessinischer Heerführer

Junge abessinische Aristokratin

Idyll am Suai-See (Abessinien)

Maori-Jungen am Strande

Paris, chemals Slg. Gangnat

Renoir, Liegender Akt

Kunstgesch. Seminar Marburg

Eva. Dommuseum Freiburg i. Br.

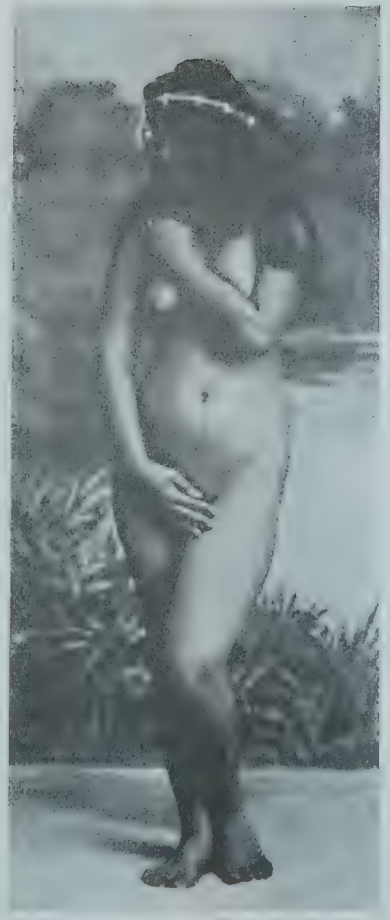


Photo L. Gauthier

Mädchen auf Tahiti

Photo Dr. With

Figur der Rati, Bali. Slg. Yi Yuan

Tore, ich wartete auf die Aufforderung innerhalb der dreifachen Halle. Mein Haar und Bart waren gefroren und mit Eiszapfen bedeckt; mein Rock und Staatskleid naß wie Wasser.

Wehmütig dachte ich an das Tal Hsien-yu und beneidete heimlich den Einsiedler Ch'en Chüh-shih — er schlummert in warmen Pelzschuhen unter den Decken und steht nicht auf, eh die Sonne den Himmel erstieg.

Sturz

Wir gingen in die Pistazienhalle zum kaiserlichen Fest, im Pavillon der Blumen saßen wir gedrängt und lauschten den Liedern von U. Auf erhöhtem Platz stehen die Tänzerinnen von Yu — erblickt man sie von weitem, wähnt man zu schauen der Unsterblichen ewige Wonne, die Schönen übertreffen die Bilder, Zeichnungen, Standbilder der Meister. Wenn sie singen, senken sich die auf ihren Locken thronenden Eisvogelflügel, Tau fällt, wenn sie tanzen — göttlicher Schweiß entperlt den Rosen. Ich wähle mir einen Gefährten des Hin und Her, ich zwinkere einen Genossen herbei zu einem kleinen Trinken. Ein Becher — und jede Traurigkeit war gebrochen. Drei Kelche — und unser Geist schwang sich ins Paradies. Gut im Blut ist der Wein unseres Gastwirts, lieb lächelt uns zu das Fräulein Ko, überirdisch schmeckt der Trunk, reicht uns eine Sechzehnjährige Wein.

Man lacht über drollige Züge der Trinker — und lacht nicht zu laut, um nicht zu verletzen; Mitleid erregt der heisere Kung; Li, weinvoll, verspottet den trunken noch bleicheren Yu. Ich beschwor den Würfel, für mich zu rollen — und verlor immer und ewig, über mich ward zur Strafe verhängt, wiederholt zu leeren den riesigen Humpen, aber ich vermag nicht mehr, die volle Weinmaß einzugießen in meinen armen Magen, man hält mich, vergebens — meine Glieder torkeln, wohin sie wollen.

So taumelte ich in die Burg des Kaisers und verwirrte die Akten seiner Kanzlei, zur leichteren Heimkehr erstieg ich den wildesten Hengst des Hofstalls, besoffen kränkte ich den ersten Gehilfen des Reiches, betrunken grüßte ich stolz einen obersten Augur nicht. Zwar sah ich täglich den Kaiser, aber die Wolken, die mich bedrohten, waren zu schwer — der flatternde Leib fiel unter dem Hagel in Pfützen, ein Fehltritt: ich lag im Schmutze des Schlamms.

Als Lehrer des Thronfolgers schien ich unmöglich, man versetzte meiner Türe Tafeln in die Wildnis Hsün-yang. So sank ich zum Unterbeamten — und just um diese Zeit schlug die Wärme meiner Bekannten in Eiseskälte um: schon war ich ihnen ohne Nutzen in ihrer Krämerwelt. Ich ging, nahm Abschied von den tauben Toren der verbotenen Stadt, ein teuflischer Kreuzweg trennte uns Freunde für lange, wir wanderten auseinander: in die entlegensten Ecken des Reiches — verbannt!

Der Frühlingsstrom

Hitze und Kälte, Dunkel und Dämmer drängen einander. Durch meine geschlossenen Tore höre ich nichts außer den Morgen- und Abendtrommeln. Von meinen oberen Fenstern seh ich nichts als Schiffe, die kommen und gehen.

Vergebens lockt mich der Oriol mit seinem Gesang, unter den blühenden Bäumen herumzustreifen. Vergebens lockt mich der Rasen mit seinem grünen Gras, nah am Wasser zu sitzen.

Aber es ist nur ein Ding und nur eines allein, das zu belauschen ich nimmer ermüde: der Frühlingsfluß — wie er über die Steine rieselt und schwätzt gegen die Felsen.

Tolles Singen in den Bergen

Keiner unter den Menschen schwindet ohne Schwäche dahin —
Ich schreibe.
Ich befreite mich von den tausend Ketten des Lebens —
Aber noch schreib ich.
Immer, wenn ich Schönes erblick,
Immer, wenn ich einen Freund erblick,
Schwillt in mir das Wort zum Lied,
Und ich bin so froh,
Als hätt ich Gott getroffen.

Die halbe Zeit meiner Verbannung
Lebte ich zwischen den Bergen.
Oft klettert ein neues Gedicht
Mit mir die Straße empor zu den östlichen Felsen.

Mein Leib lehnt an der weißen Steinbank,
Meine Hände pflücken Grünes.
Mein tolles Singen füllt die Täler und Hügel.
Die Affen und die Vögel kommen alle gucken.
Damit die Leut nicht lachen,
Such ich Alleinwanderer stets einen Ort, der
Rein ist von Menschen.

Verfall

Ich liege krank. Lang ist es her.
Hundert schwer hängende Tage.
Meine Mädchen haben gelernt,
Heilpflanzen für mich zu pflücken.
Mein Hund hat gelernt,
Nicht zu bellen, wenn der Arzt kommt.
Die Weinkrüge in meinem Keller sind traurig,

Dick wächst auf ihnen der Schimmel.
Die Teppiche meiner Tänzerinnen sind traurig,
Unbenützt zerfallend in Staub.
Die Erde erneuert ihr Licht.
Wie soll ich es ertragen,
Von einem Kissen fern
Zu sehen den Frühling?!

Alter

Wir sind zusammen alt geworden — Ihr und ich.
Ich frag mich, was ist Alter?
Das trübe Auge schließt sich —
Lang eh die Nacht kommt;
Der träge Kopf ist ungekämmt noch Mittag.
Gestützt auf einen Stab spaziert man manchmal außer Haus,
Oder hockt den ganzen Tag hinter geschlossenen Türen.
Man wagt nicht zu schaun
In des Spiegels glattes Gesicht,
Man liest nicht kleingeschriebene Bücher.
Tief und tiefer
Liebt man die alten Freunde,
Fern und ferner
Wird man den jungen Menschen.
Ein Ding nur entreißt uns ganz
Dem dunkeln Schlafen:
Das Vergnügen des Gesprächs
Ist inniger als eh und je,
Wenn Ihr und ich
Nach langer Zeit uns trafen.

Mein Weg

Ein Seefahrer kam aus der Mitte der Meere,
Schwere Gesichte berichtend aus der Mitte der Meere:
„In einem tiefen Schlund der Seehügel und Meerberge
Sah ich deine letzte Herberge: Terrasse und Turm.
In der Mitte stand ein Tempel der Feen
Mit einer leeren Nische.
Die in den Meeren sagten alle, sie warte
Auf dich, Po Lo-t'ien."

Meerfahrer, ich kenne das Tor der Leere,
Ich bin kein Jünger der Feen.
Die Gesichte, die du berichtet,
Sind eine Lügengeschichte.

Die Berge der Meere werden nie sein
Po Lo-t'iens Heim.
Wenn ich die Erde verlasse,
Werde ich gehn in die milden Gefilde
Der Tushita-Himmel.

Brief an Yüan Chiu

Ergebener Diener war kaum geboren — etwa sechs, sieben Monate alt. Die Amme trug mich im Arm und spielte mit mir unter den Büchern, zeigte die Charaktere Wu und Tzu Ihrem ergebenen Diener. Ihr ergebener Diener konnte noch nicht einmal stammeln — ich habe die Schriftzeichen schweigend im Herzen erkannt. Sooft man mich nachher nach den zwei Wortbildern fragte — obgleich zehn- oder hundertmal geprüft, stets zeigte ich sie ohne Fehler. Ein Zeichen, daß Ihr Ergebener bereits vorher in dieser Welt geweilt hatte und sein Schicksal schon damals im Wort geschrieben stand. Im Alter von fünf, sechs Jahren dichtete ich die ersten Verse, mit neun Jahren meisterte ich des Reims Melodie, mit fünfzehn, sechzehn Jahren hörte ich von der Promotion sub auspiciis: und opferte alles dem Studium, mit zwanzig Jahren lernte ich tags Prosa — nachts wandelte ich in der Klassiker Büchern, war noch Zeit für mich übrig, las ich Poesie, für Schlummer und Ruh hatt ich sie nie. Bis mein Mund und meine Lippen wund waren vor Fieber, an Hand und Ellenbogen mir verhärtete die Haut. Im Frühling des Daseins war mein Körper verfallen, ich war noch kein Greis — und die zackigen Zähne gingen fort, das Haar war weiß. Ich zwinkere immer, als wär mir eine Fliege gefallen oder tränend eine Perle — aller Staub der Erde gesunken ins Aug.

Lebens-Lauf

Der Frühergeborene hieß mit seinem Familiennamen Po, mit eigenem Vornamen Chü-i, man rief ihn mit dem Ehrennamen Lo-t'ien . . .

Lo-t'ien liebte von jung an das Studium. Als Erwachsener wandte er sich der Dichtung zu. Er wurde Doctor sub auspiciis: kam als Erster mit seinen Aufsätzen durch die drei Examina. Er begann seine amtliche Laufbahn als Bücherzensor und gab sie auf als Regierungsgehilfe des Kaisers. Zwischendurch bekleidete er mehr als zwanzig Beamtenposten, lebte über vierzig Jahre davon. Sein Äußeres hielt er der Lehre des Konfutse gemäß, seine Seele neigte sich rein der Lehre Buddhos. In seiner freien Zeit durchwanderte er die Gebirge, fuhr auf den Wassern, schaute sinnend an die Natur, sang Gedichte, spielte Laute und trank Wein, seinen Geist anzuregen. Während seines Lebens verfaßte er eine Aufsatzsammlung in siebzig Bänden und 3720 Kapiteln, die sich in seiner Familie vererbte. Außerdem verfaßte er noch sehr wichtige Gelegenheitsgedichte: dreißig Reihen mit zusammen 1130 Gedichtanfängen.

Zu seiner Zeit kannten dies die Menschen als „Des Gelehrten Po sechs Werke". Sie waren in der Welt verbreitet. Was er im Leben begehrte, fühlte, bekam, verlor, bedrückt durchmachte, verstand — all dies stand als Geschichte, Aufsatz, Gedicht genau in seinem Werk. Wenn man ein Buch aufschlug, begriff man alles klar und deutlich — nähere Erklärungen waren überflüssig.

Am zwanzigsten Tage im ersten Monat des sechsten Jahres Ta-li (771 n. Chr.) wurde er geboren. Er behielt keinen Sohn, nur eine Tochter, nahm daher eines Bruders Enkel als Sohn an. Im sechsten Hui ch'ang (846) starb er in seiner Wohnung im Alter von über fünfundsiebzig Frühlingen und Herbsten. Begraben wurde er bei den Gräbern seiner Ahnen.

Po Chü-i

Grabschrift für den trinkenden und dichtenden Frühergeborenen

Am Abend seines Lebens, als sie unruhig wurden, sagte er zu seiner Frau und seinem Neffen: „Man nennt es mein Glück, daß ich über siebzig Jahre alt wurde und es als Beamter bis zum zweiten Rang gebracht habe. Mein Name ist bekannt in der Welt, aber den Menschen war ich nicht von Nutzen. Wenn andere mich loben, muß ich mich schämen und tadeln. Nach meinem Tod sollt ihr mir nur ein Gewand anziehen, nur einen Wagen stellen, keine Trauerkerle mieten, zum Totengebet nicht die Beamten vom Begräbnisamt dingen. Braucht keine Tafel für einen posthum über mich verhängten Titel aufrichten, braucht nur vor mein Grab einen Stein legen, drauf soll eingegraben werden: „Ich des trinkenden und dichtenden Frühergeborenen Gedenkschrift." Hernach ließ er sich einen Pinsel geben und schrieb seine eigene Grabschrift:

Lo-t'ien, Lo-t'ien!
Inmitten Himmels und der Erde war
Ich, war fünfundsiebenzig Jahr.
Im Leben war
Ich Windes Wolke,
Im Sterben klar
Bin ich Puppe vor der Verwandlung.
Warum ich kam
Und was mich nahm —
Mir gleich!
Mein Leben war Wandlung —
Zu Ende, zu Ende!
Wohin ich geh —
Mir gleich!
Und zu haften an des Daseins Schlund
Weiß mein Mund
Keinen Grund, keinen Grund!

LYAUTEY, DER DIKTATOR MAROKKOS

Von

RENÉ PARESCE

Vor nicht allzulanger Zeit wurde zwei französischen Schriftstellern, den Brüdern Tharaud, bei einer Reise durch Spanien von König Alphonso eine Audienz gewährt. Zwischen den unvermeidlichen Gemeinplätzen entfuhr dem König folgende Wahrheit: „Was uns Spaniern gefehlt hat, das war ein Lyautey." So wenig es in Erscheinung tritt, ist Alphonso XIII., wie man dies zu bezeichnen pflegt, recht intelligent. Er hätte also noch ergänzen können: — — „ein um so erstaunlicherer Mangel, als wir uns auf die Entdeckung von Diktatoren spezialisiert haben." Denn Marschall Lyautey ist vielleicht der einzige wirkliche Diktator unserer Zeit. Es versteht sich, daß ich von ernst zu nehmenden Diktatoren spreche, von Menschen, welche gewöhnt sind, das Verbum „dictare" ohne Fehler zu konjugieren, welche wissen, daß es sich nur auf eine einzige Art konjugieren läßt, nämlich auf die von den größten Persönlichkeiten der Geschichte ein für allemal festgelegte Art. Zum Diktieren genügt es nicht, ein zu beherrschendes Volk zu haben und unter diesem so wenig wie möglich Phrasendrescher. Es bedarf eines Charakters, bedarf einer geschickt dosierten Mischung von Stärke und Verführungswillen, den untrüglichen Sinn für den Wert der eigenen Handlungen, der, ein wenig versteckt, allen Gefahren zum Trotz und in den gefährlichsten Stellen, da, wo allein das Hirn zur Arbeit berufen ist, die Denktätigkeit und die Handlungen anfeuert und färbt und ihnen entweder ein wie der Blitz einschlagendes Ungestüm oder eine verführerische und überzeugende Geste der Ruhe verleiht. Lyautey weiß ganz

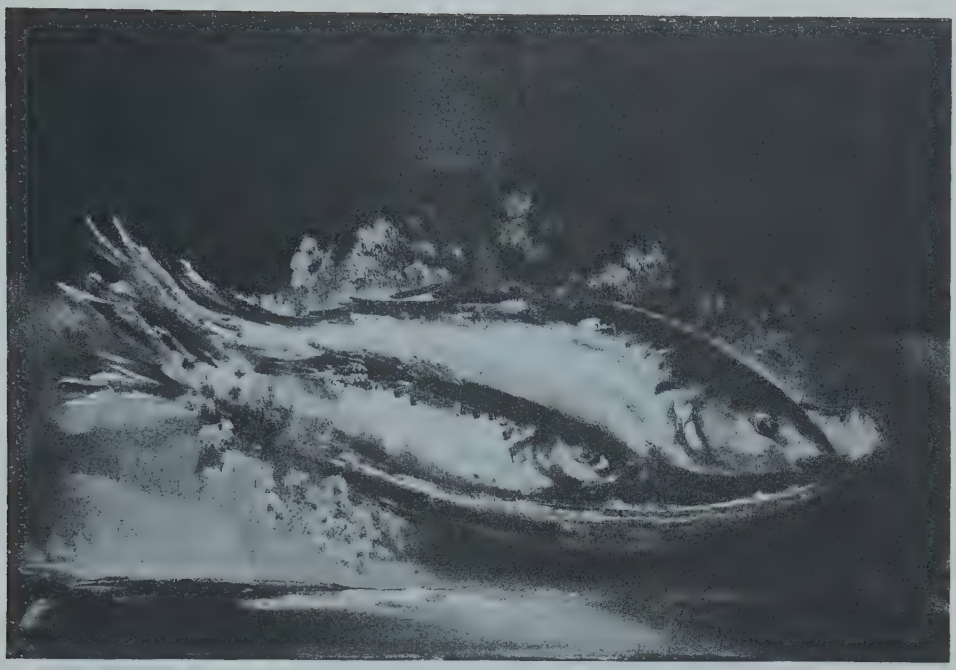
genau Bescheid mit den — nennen wir sie normalen — Eigenschaften des Diktators: die Offiziere haben den Befehlen zu gehorchen, und werden dekoriert, oder sie werden entlassen, die Richter werden bezahlt, wobei man ihnen so wenig Gelegenheit wie möglich gibt, Entscheidungen zu fällen, den Journalisten schlägt man die Tür vor der Nase zu, oder man gebraucht sie. Haben sie die unglückliche Neigung, zu gebrauchen, statt sich gebrauchen zu lassen, so schickt man sie dahin, wo ihr Gaumen

Rahel Szalit

besser auf seine Rechnung kommt. „Die Journalisten?" sagte der Marschall. „Stellen Sie sich vor, sie wagen hierherzukommen nach Marokko und meine Befehlstätigkeit zu kritisieren." Um diese Phrasendrescher mundtot zu machen und ein für allemal jede Kritik zu unterbinden, hatte er das Regime des Belagerungszustandes eingeführt. Die Sache verlief nun nicht ohne Erschütterungen. Man machte ihn eines Tages darauf aufmerksam, daß der Belagerungszustand wohl in einer Zone militärischer Operationen zu rechtfertigen sei, absurd jedoch im Hinterlande, in den großen, wieder in den Friedenszustand zurückgekehrten Städten oder auf dem friedlichen, wieder eingeschlafenen platten Lande.

„Eine groteske Idee!" antwortete der Marschall. „In der Kampfzone brauche ich keinen Belagerungszustand, denn da bin ich allein, und mein Wille genügt in jedem Falle. Der Belagerungszustand ist im Hinterland notwendig, da überall, wo ich nicht anwesend sein kann." So hatte er fast in ganz Marokko, insbesondere in Casablanca, ein Regime eingeführt, das vom europäischen demokratischen Standpunkt genommen durchaus das des Belagerungszustandes, vom Standpunkt des Marschalls aber das einer wohltätigen und notwendigen Diktatur war. Er konnte nur Leute gebrauchen, die fähig waren, Befehle zu erteilen, und Respekt vor ihm selbst zu verbreiten. Alle anderen hatten wenig oder gar keine Bedeutung. Die Geschichte lehrt jedoch, daß dieses Regierungssystem nicht dauern kann, es sei denn, gestützt auf Macht oder durch ständige Flucht in den permanenten oder vorübergehenden Terror. Aber Lyautey hat es verstanden, ohne jemals zu diesen Waffen zu greifen, Frankreich seine schönste und blühendste Provinz zu geben, dadurch, daß es ihm gelungen ist, sich Respekt und Bewunderung zu verschaffen, in einem Maße, wie es keinem Zivil- oder Militärgouverneur vor ihm je gelungen ist und vielleicht keinem je wieder gelingen wird.

Kolonialsiege werden nicht mit einem Lächeln und mit Komplimenten errungen, wenn nicht zwischen einem Lächeln und einer Parade einige Dutzend angebliche Rebellen vor die Kanonenmündungen gestellt werden, zu jenen Experimenten in der höheren Ballistik, die dem angelsächsischen Sadismus teuer sind. Der Marschall hat es nie nötig gehabt, tiefgehende ballistische Studien zu machen, und auch die Galgen brauchten nicht in Aktion zu treten, welche jene zur Sanftmut zivilisierten Lateiner in nächster Nachbarschaft auf dem Rathausplatz der eben erst besiegten Hauptstadt zu errichten gezwungen waren. Statt Galgen hat man Häuser errichtet und die Ordnung ist vor allem dadurch wiederhergestellt worden, daß man Landstraßen gebaut hat. Durchquert man Marokko von Nord nach Süd, von Ost nach West, so trifft man überall nichts als bestellte Felder, bezaubernde Städte, die die ganze Fülle ihrer Lebendigkeit, wie die wertvollsten Architekturschätze und die tief eingegrabenen Spuren ihrer einstigen Größe sich bewahrt haben. Man vergleiche Fez, Marakesch und Rabat mit Tunis oder mit den Zentren europäischer Habgier und Ordinärheit. Auf der einen Seite das Wunder einer Zivilisation, die sich schicksalhaft, aber ohne Erschütterungen, ohne Zerstörungen, ohne Tempelschändungen modernisiert und ihre subtilen Schätze aus einer ruhmvollen Vergangenheit, patriarchalische Sitten und einen Sinn für das Schöne intakt erhält, der bei allen Völkern der Korankultur längst verschwunden ist. Auf der andern Seite europäische Städte, zutiefst gesunken wie Tunis, wo die Malteser zweideutigen Handel treiben und die Sizilianer scheußliche Mühe verursachen und sich für ihr grausames Schicksal rächen, indem sie die öffentlichen wie private Stätten bespucken, wo die Araber eine Geheimsprache sprechen, und wo das Aufsuchen ihrer Milieus mit zahllosen Schwierigkeiten seitens der Behörden verbunden ist. Marokko ist aus dem Nichts entstanden, es hat seine Blüte, seine Ordnung und seine



Galerie Simon, Paris

M. de Vlaminck, Stilleben

René Paresce, Stilleben

S. M. und die „Kleine Exzellenz“ bei einem friederizianischen Hoffest

Venezianische Nacht. Wasserfest des Vereins Berliner Journalisten 1908.
Entwürfe von Hans Alfred Richter

Sicherheit in dreizehn Jahren erreicht, darunter vier Jahre eines Krieges, der eine Farce scheint im Vergleich mit dem, was wir so zu nennen gelernt haben. Die Marokkaner haben keinen Massenmorden beigewohnt, keinen choreographischen Aufknüpfungen, keinen ungeheuerlichen Verrätereien, die ihre Kunststätten oder die Pfeiler ihrer schwankenden Vergangenheit zerstört hätten, noch eine nicht notwendige Profanation ihrer Tempel. Sie sind gezwungen worden, sich zu beugen, zu gehorchen, ihre Geräte und Werkzeuge wiederaufzunehmen, den Pflug zu gebrauchen, den Boden umzugraben, um das verödete Land umzuwandeln in Pflanzungen paradiesischer Vegetation und Düfte, um die zu Ruinen gewordenen Minaretts wieder aufzurichten und im Innern der Moscheen und weltlichen Gebäude das mysteriöse und subtile Spiel ihrer ungeheuren Säulen und ihrer vielfarbigen Porzellane und Mosaiken wiedererstehen zu lassen. Wie hat dieses Wunder zustandegebracht werden können? Hat sich Marschall Lyautey mit superioren Menschen umgeben, Menschen von jeder Probe standhaltender Willensstärke, mit Künstlern von vollendetem Geschmack, mit gerechten und makellosen Verwaltungsbeamten? Weit entfernt. Der prunkvolle Palast von Rabat, die Residenz von Tausendundeine Nacht, war ständig umschwärmt von den zweifelhaftesten Personen; Tugend und Verbrechen lebten hier in bester Gemeinschaft. Der Marschall kannte die Schwächen seiner Untergebenen. Als man ihn von dem skandalösen Verhalten eines derselben benachrichtigte (der sogar, bevor man ihm einen Posten in Casablanca anvertraute, einige Jahre des Urlaubs im Bagno verbracht hatte), antwortete der Marschall dem, der es übernommen hatte, die umlaufenden Gerüchte ihm zur Kenntnis zu bringen: „Mein Herr, Marokko kann man nicht mit reinen Jungfrauen und Professoren der Tugend einnehmen." Diesen Jungfrauen und Professoren der Tugend wie der gesamten Wissenschaft, die der Marschall mit ebenso leidenschaftlichem Haß verabscheute wie der gute Cézanne, blieb nichts übrig, als in der Metropole zu bleiben und von da aus den Politikern da unten Lektionen in den guten Sitten und den Wissenschaften zu erteilen. Die Metropole? Die kannte Lyautey nicht. Er selbst hat geschrieben: Eine werdende Kolonie bedarf eines Prokonsuls, der die Metropole zu Bett schicken kann. Er hatte nur einmal Gelegenheit, sie zu Bett zu schicken, denn für gewöhnlich zog sie es freiwillig vor zu schlafen. Das war während des Krieges. Lyautey weigerte sich, seine Truppen aus Marokko herauszuziehen und die Kolonie der Vernunft und dem guten Herzen der Araber zu überlassen. Seine Weigerung brachte einen Skandal, aber sie hat Marokko gerettet. Er zwang seinen Willen seinen Vorgesetzten auf, wie er ihn dreizehn Jahre lang seinen Untergebenen aufgezwungen hatte. Woher kam ihm diese Stärke? Vor allem aus der Tatsache, daß er, fanatisch nach Autorität strebend, sich dieser zu nichts anderem als zum Handeln bediente, dann aber aus seiner Persönlichkeit. Dieser Diktator, dieser Willensmensch ist ein unwiderstehlicher Bezauberer. Die schlimmsten Feinde, die wildesten

Verleumder, haben sich seinem Charme nicht entziehen können. Dieser Prokonsul mit Nerven aus Stahl verstand, wenn es nötig war, Feinde zu empfangen, in seinem Palast und vor ihren geblendeten Blicken die reinsten Wunder arabischer Kunst vorüberziehen zu lassen, in Kombinationen von unvergleichlichem Geschmack, in einer Atmosphäre erdrückenden Prunks. Mitten in der Nacht, nach einem Tage angestrengtester Arbeit, liebte es dieser Mann, mit seinen Gästen und dem einen oder dem anderen seiner direkten Mitarbeiter, die durch einen Befehl des Chefs rücksichtslos aus dem Schlaf geweckt wurden, über Kunst und Literatur zu diskutieren, und seine nuancierte, gewählte Konversation, die getränkt war mit einer gesunden Sensibilität, wurde scharf, schneidend, sobald es sich darum handelte, ein Urteil über eine politische Persönlichkeit oder über irgendeinen Oberdöskopf der offiziellen Wissenschaft auszusprechen. Eine sehr gut informierte Persönlichkeit hat mir hierzu erzählt, daß das Leben der direkten Mitarbeiter Lyauteys ganz und gar nicht leicht war. Er forderte von ihnen nicht nur ein großes Maß sehr hochwertiger Arbeitsleistungen während des Tages, er verlangte auch, daß sie sich über das intellektuelle Leben in der Metropole auf dem Laufenden hielten. Es kam häufig vor, daß er einen oder den anderen seiner Mitarbeiter wecken ließ und ihn aufforderte, um zwei Uhr nachts zu ihm zu kommen und mit ihm über Proust, Valéry oder über eine wissenschaftliche Theorie zu diskutieren. Wenn der junge Sekretär ihm keine Auskunft geben konnte oder einen zu „amtlichen" Geschmack zeigte oder den Beweis einer engen, spießerhaften Kultur des unverbesserlichen Bureaukraten erbrachte, entledigte er sich desselben bei der ersten Gelegenheit ohne weitere Komplimente, Dank oder Gewissensbisse. In seinem Gebiet wollte er König sein und wie ein König handeln. An keinem Hof Europas wurde die sakrosankte Etikette so verehrt, respektiert und mit so peinlicher Sorgfalt und solchem Glanz angewandt wie an dem Hof von Rabat. Dem Marschall war die Etikette heilig, denn sie bildete einen Teil seiner unvergleichlichen Kunst zu regieren. Dagegen aber verstand er auch wie kein König unserer Zeit, die Etikette anderer zu respektieren. Stand er vor dem Sultan, so verbeugte er sich vor ihm, machte die traditionellen Bücklinge und verließ darauf, er, der imposante Würdenträger, rückwärtsschreitend den Raum. Wie weit aber dieser Machthaber den Respekt vor der Etikette trieb, zeigt folgendes: Während der großen Aprilfeste zu Fez, wo die Tholbas (Studierende der alten Moschee) am Ufer des Oued feiern, wird durch Akklamation ein fiktiver Sultan ernannt, der während der zehn Tage, die das Fest dauert, eine Art burlesken Königtums ausübt. Der ephemere König reitet auf einem weißen Pferd, begleitet von einem Trupp von Kindern, die mit Holzlanzen bewaffnet sind, durch die Straßen von Fez. Sein Ritt wird von respektvollen Grüßen der belustigten Menge begleitet. Nach der vorschriftsmäßigen Kavalkade zieht sich der Operettensultan, von seinem Hof umgeben, in ein Zelt zurück, das in der Ebene im Angesicht der schneebedeckten Berge des mittleren Atlasgebirges errichtet ist. Der

Jules Pascin

Marschall versäumte es nie, diesem neuen Souverän für zehn Tage seine Huldigungen darzubringen. Er begab sich, von seinem Stab umgeben, in großer Uniform, zu dem Zelt. Am Eingang des Zeltes machte er die unerläßlichen drei Verbeugungen, und nach den üblichen Komplimenten entfernte er sich rückwärtsschreitend. Keine Geste, kein Lächeln verriet, daß er sich einem Papier-maché-Sultan gegenüber wußte.

Das war der Mann, der im Namen Frankreichs das Protektorat über Marokko ausübte. Er hatte sich napoleonischen Ruhm eines großen Strategen und eines großen Militärchefs erworben. Niemand hat in ihm den neuen Typ eines Napoleon des Friedens, eines Friedensmarschalls sehen wollen. Dennoch ist anzunehmen, daß auf dem Schauplatz der großen europäischen Militäroperationen. sein Schicksal nicht das des Lord Kitchener geworden wäre. Intelligenter, feiner als der große Vertreter der britannischen Brutalität, zog es Lyautey vor, in seinem Reich zu bleiben. Er bewies damit große Weisheit.

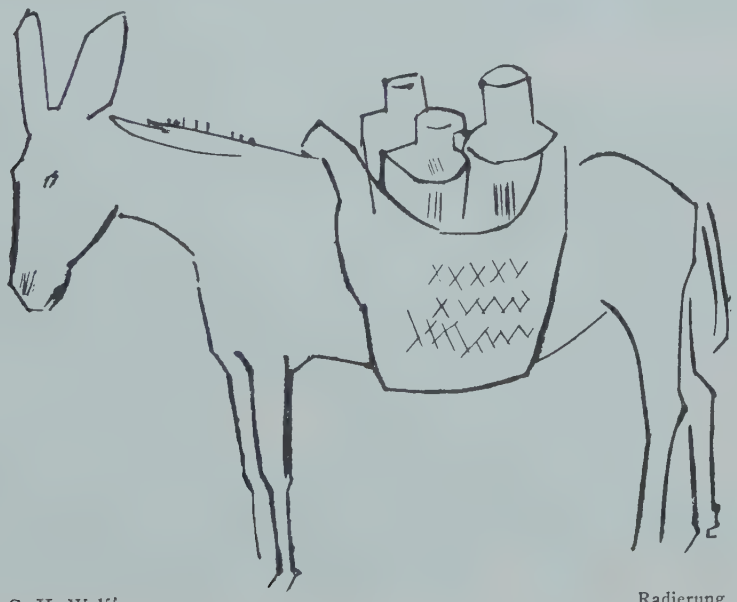
Ein arabisches Sprichwort sagt: „Wenn der Chef des Zeltes ein Flötenspieler ist, sind alle Leute im Zelt verpflichtet, Tänzer zu werden." Der Flötenspieler Lyautey hat während dreizehn Jahren niemals seine Flöte aus der Hand gelegt, und so hat man in dem Zelt ohne Unterbrechung tanzen müssen. Tressengeschmückte Militärs und dekorierte Zivilisten haben Tag und Nacht tanzen müssen, aber dieser Tanz hat die

Größe Marokkos begründet. Für die Mißvergnügten gab es Schiffe in Casablanca, für die um Aktion Ungeduldigen ein kleines Scharmützel ohne ernstere Folgen als den Verlust von ein paar Leben. Die Kolonie gedieh bei dem Klang der Flöte des Marschalls. In der Ferne, am Fuß des Atlas, dort, wo die mysteriöse und imposante Kette der schneebedeckten Berge sich erhebt, mußten, um den ruhigen Schlaf der andern zu beschützen, Rebellen und Fanatiker, drei- bis vierhundert Mann, in isolierte Posten verteilt und in einem ungefährdeten Leben als Grenzwache dieses neuen Reiches dienen. Seit langem war das Land pazifiziert, in Rabat ewiger Feiertag, die andern Städte blühten auf, das Land, wundervoll bestellt von arabischen und italienischen Händen, die sich an eine neue Disziplin und an die unerbittlichen Anforderungen der landwirtschaftlichen Maschinen gewöhnt hatten. Friede herrschte als eine Wohltat für die Arbeitenden, unheilvoll für die Nichtstuer. Alle mußten sie tanzen im Zelt des Friedensmarschalls. Aber in weiter Ferne, jenseits des Atlas, wollten andere Marschälle (Kriegsmarschälle) die Flöte Lyauteys nachahmen. Auch sie wollten Tänze sehen in ihrem Zelt, ähnlich denen von Rabat und Fez. Aber Flötespielen ist für einen Militär nicht immer leicht; Menschen zum Tanzen zu zwingen, ohne daß man eine unbestrittene Autorität genießt und vor allem ohne jene geheimnisvolle und magnetische Macht des Bezauberers und Verführers ist eine Aufgabe, die meist über Menschenkraft geht. Der Klang der schlecht gestimmten Instrumente dieser kleinen Kriegsmarschälle wurde eines Tages vom Wind bis zu den Ohren eines rebellierenden Chefs getragen, der sein Hauptquartier in den Schluchten des Atlas aufgeschlagen hatte. Sein Volk (seine Tänzer) lebten im Gebirge, stiegen aber in die fruchtbaren, vom Uërga bewässerten Ebenen hinunter, um hier ihre Herden weiden zu lassen oder Getreide zu bauen. Die Uërga-Ebene war Eigentum des Sultans, das heißt, unterstand auf Grund der Algeciras-Akte dem französischen Protektorat. Die Riftänzer hatten bei ihrem Abstieg vom Atlas in die Ebene niemals irgendwelche Hindernisse kennengelernt, so daß Rabat und Fez in Frieden leben konnten und von Abd-el-Krim und seinen Stämmen nichts wußten.

Aber als die kleinen Marschälle dem Chef ihren eigenen Tanz aufzwingen wollten, ließ dieser die Flöte fallen und griff zum Schwert. Lyautey hatte diese Geste nicht vorausgesehen, sonst hätte er die Grenzen seines Zeltes nicht ohne Besatzung gelassen. Abd-el-Krim, gezwungen, gegen die Dummheit eines unglücklichen Generals, des Generals Silvestre, zu kämpfen, bewies nicht zu bezweifelnde Qualitäten eines Führers, Diplomaten und Diktators. Mit Waffen und mit Schlauheit besiegte er die kleinen Marschälle aus dem Norden, worauf er sein Ohr dem Flötenton von Rabat und dem nahen Fez entgegenneigte. Marschall Lyautey, gewöhnt, zu befehlen, gewöhnt, vorausbestimmte Gesten vor sich ausführen zu sehen, sah Abd-el-Krim die Hand zum Lauschen an sein Ohr führen. Das war eine natürliche, instinktive Geste, aber Lyautey verstand sie nicht. Er glaubte, die Hand verberge eine Waffe. Statt dem

Gegner anzubieten, daß er im gleichen Zelt mit ihm ein kleines Doppelorchester errichte, in welchem er selbst den Alt und der Gegner den Baß gespielt hätte, glaubte er seinen Gegner zwingen zu müssen, in seinen eigenen Ton einzufallen oder zu schweigen. Statt zu verhandeln und den neuen Mitspieler zu bezaubern, stattete er dieses Mal seine Tänzer mit Waffen aus und schickte sie in die Uërga-Ebene ins Herz der Kornkammern Abd-el-Krims. Er war überzeugt, dieser würde erschreckt zu ihm eilen, um zu verhandeln. Aber der Akt wurde als Provokation aufgefaßt, und die Furcht, die Ebenen, die bis dahin den Herden und den Getreidebauern des Rif geöffnet waren, demnächst verschlossen zu sehen, zwangen Abd-el-Krim, das Schwert wieder aufzunehmen, dasselbe Schwert, das ihm so gute Dienste dabei geleistet hatte, sich der armen, kleinen Marschälle von der andern Seite seines Gebiets zu erwehren. Lyautey hatte Furcht vor Abd-el-Krim, der die Spanier geschlagen hatte. Der Rifkabylenführer hatte Angst, daß die Avant-Garden des Marschalls ihm die Uërga-Ebenen abschnitten. Die Angst, nichts als die Angst, zwang die beiden Chefs in den Krieg. Lyautey hatte sich geirrt und hat seinen Irrtum gebüßt, ohne daß auch nur einer der Politiker der Metropole eine Geste gehabt, ein Wort der Bewunderung ausgesprochen hätte für die prokonsulare Vergangenheit dieses Mannes von Genie, dieses großen Charakters, diese machtvolle Persönlichkeit. Abd-el-Krim hatte sich ebenfalls geirrt, indem er sich im Süden wie im Norden umgeben glaubte von einer Wolke von kleinen Marschällen, wie die, die er vorher mit so viel Erfolg teils mit Waffen und teils mit Schlauheit bekämpft hatte.

Aber das ist eine andere und noch erstaunlichere Geschichte.



G. H. Wolff — Radierung

LEITFADEN FÜR KRITIKER

Von

THEATERDIREKTOR ROBERT KLEIN

§ 1

Das Theater könnte ohne den Kritiker sein; nicht aber der Kritiker ohne das Theater. Daher soll der Kritiker das Theater lieben und fördern, wo er nur kann. Denn tadelt er nur, gewöhnt er den Leuten ab, ins Theater zu gehen, so müssen die Theater schließen; was würde dann aus dem Kritiker?

Der Kritiker soll, wenn schon nicht aus Überzeugung, so mindestens aus Selbsterhaltungstrieb: loben, loben, loben.

§ 2

Theater ist Theater, und Literatur ist Literatur. Selten sind die Fälle, in denen beides zusammentrifft. Im Theater handelt es sich um das theatralische Ereignis, um die Aufführung, um die Sensationen, die von einem Stück, um die Sensationen, die vom Schauspieler, die von der Dekoration, vom Licht, von der Musik ausgehen; das Theater darf alles sein, nur nicht langweilig.

Nur so erklärt sich das Recht des Direktors, Eingriffe in vorliegende Stücke vorzunehmen. Der Direktor muß ganze Szenen streichen, Personen umbringen, neue hinzudichten; er muß alles tun, den Abend zu einem Theaterabend zu gestalten, gegen den Autor, für den Autor, gegen die Literatur, für die Literatur. Das Buch bleibt, die Aufführung vergeht.

Eine gute Aufführung von Zaza ist tausendmal berechtigter als eine schlechte von Wallenstein.

§ 3

Das Theater ist nicht nur eine Kunst; das Theater ist auch ein Geschäft. Es muß nicht nur sein Geschäft sein, Kunst zu machen. Es muß auch seine Kunst sein, Geschäfte zu machen.

Die Einnahme ist die Grundlage seiner Existenz.

§ 4

Der Theaterdirektor muß daher nicht nur Künstler, sondern auch Geschäftsmann sein. Der Maler, der Dichter, der Musiker, der Schauspieler: sie alle stehen nicht für andere Existenzen. Ihre letzte Instanz, der sie verantwortlich sind, ist die Kunst; die letzte Instanz für den Theaterdirektor ist der Polizeipräsident.

Am 1. und 15. pünktlich die Gagen zu zahlen, ist deshalb die vornehmste Aufgabe des Theaterdirektors. Die Mär vom Theaterdirektor, der nur beim Theater ist, um Geld zu verdienen, bleibt eine Legende. Es ist richtig: in den meisten Fällen versteht der Theaterdirektor nichts vom Theater; aber jeder Theaterdirektor übt sein Handwerk aus Liebe zum Theater. Selbst der Landwirt, der nach dem Theaterdirektor am

meisten von der Witterung abhängt, kann sich versichern: gegen Hagel; für den Theaterdirektor gibt es keinerlei Versicherungen gegen Regen, gegen Sonnenschein, gegen Durchfälle; auch nicht gegen Kritiker. (Letzteres wenigstens nicht in Deutschland.) In jedem anderen Beruf ist mit weniger Sorge, mit weniger Ärger, mit geringerer öffentlicher Kritik, unter Voraussetzung kaufmännischer Fähigkeiten, mehr Geld zu verdienen.

Notwendig entwickelt sich der Theaterdirektor zum Kaufmann im Interesse der Kunst.

§ 5

Kein Geschäft ist ohne Reklame zu führen. Die Einstellung der Theaterreklame gegenüber ist aber fälschlicherweise skeptisch. Das Theater wird als eine Art Religion betrachtet, und Reklame hält man für Profanierung; hierbei vergißt man, daß die Religion selbst vom ersten Tage an die Notwendigkeit der Propaganda erkannt hat und in Wiesen und Wäldern ausgiebig Gebrauch von ihr macht.

Das Theater muß sich gegen die ungeheure Konkurrenz — will es am Leben bleiben — wehren. Niemand wird auf den Gedanken verfallen, ein Mercedeswagen sei schlecht, weil er reklamemäßig propagiert wird. Ausschlaggebend bleibt stets die Leistung. Das Theater kann und darf es sich nicht leisten, lautlos einen vornehmen Heldentod zu sterben.

Jede Form der Theaterreklame ist gerechtfertigt.

§ 6

Der Dramaturg ist das Herz des Theaters. Sämtliche Stücke, die eingehen, von Verlegern und Autoren, der Jetztzeit und der Vergangenheit, liest der Dramaturg. Der Dramaturg ist ein untrügliches Barometer; er empfiehlt unmögliche Stücke zur Annahme und lehnt die guten ab.

Der Dramaturg ist dem Theater unentbehrlich.

§ 7

Der Regisseur ist eine Erfindung neueren Datums; ursprünglich zur Inszenierung der Stücke bestimmt, ist seine Hauptsorge heute vorwiegend die Inszenierung seiner Person.

Der Regisseur entstellt den Inhalt der Stücke und verhindert die Schauspieler an der Entwicklung ihrer eigentlichen Möglichkeiten. Seitdem der Regisseur vom Publikum bemerkt wird, ist er eine Hauptgefahr für das Theater geworden.

Der beste Regisseur ist der, den der Laie nicht spürt.

§ 8

Der Schauspieler muß sich durchsetzen: gegen sich selbst, gegen die Familie, gegen den Agenten, gegen den Direktor, gegen den Regisseur, gegen das Publikum, gegen den Kritiker.

Der Weg des Schauspielers ist schwer.

DIE BRÜDER LENAIN

Von

VAUVRECY

Antoine, Louis, Mathieu.

Picardische Familie, Laon; Familie mittleren Standes, bäuerlichen Ursprungs.

Antoine: 1588
Louis: 1593
Mathieu: 1607

} Söhne des Isaac Le Nain, königlichen Exekutors in Vermandois; Isaac Le Nain hatte zwei weitere Söhne.

Ihre Ausbildung empfingen sie von einem ausländischen Maler, der sich in der Picardie niedergelassen hatte, und dessen Name verloren gegangen ist.

Louis Le Nain erhielt den Beinamen „der Römer"; keines seiner Werke läßt darauf schließen, daß er je in Rom gewesen sei.

Was von Antoine an Handschriftlichem erhalten ist, zeugt von einer gewissen Bildung. Antoine Le Nain wurde am 16. März 1629 im Alter von mehr als vierzig Jahren als Malermeister in Saint-Germain des Prés zugelassen. Zu jener Zeit gab es keinen Herbstsalon. Zu jener Zeit unterstanden die Künstler den Satzungen der Zünfte. Im Paris des rechten Seine-Ufers hatten die Künstler sehr lästige Aufnahmebedingungen festgesetzt, um die Konkurrenz auszuschalten. Man sieht, daß die Erfindung dessen, was die Deutschen Kunstpolitik nennen, nicht erst von heute datiert. Infolgedessen ließen die Künstler sich auf dem quasi autonomen Gebiet des Fleckens Saint-Germain (außerhalb der Stadtmauern am linken Seine-Ufer gelegen) nieder.

Antoine wohnte mit seinen beiden Brüdern in der Rue Princesse. Louis und Mathieu haben wohl selbst die Meisterwürde nicht erworben; sie bildeten zusammen eine Art Firma, bei der Antoines Titel genügte — ebenso wie bei den Schildermalern nur der Prinzipal das Patent kaufte —; sie wurden nur als „Malergehilfen" bezeichnet.

Keiner der drei Brüder hat geheiratet; ihre Malerei liebten sie sehr.

Im Jahre 1648 wurden die Brüder Le Nain als Maler „zweiter Klasse" Mitglieder der Malerakademie; heute müßte man eigentlich eine Akademie dritter Klasse gründen.

Am 23. und 25. Mai 1648 starben in der Rue du Vieux Colombier, wo sie damals wohnten, Antoine und Louis in einem Abstand von zwei Tagen.

Mathieu wird in den Adelsstand erhoben und stirbt am 20. April 1677 im Alter von siebzig Jahren, in der Rue Honor Chevalier des Faubourg Saint-Germain

Sollte jemand eine überströmend romantische Auffüllung dieser rein historischen Angaben wünschen, so möge er das Buch von Champefleury über die Brüder Le Nain lesen; er wird darin den Nachweis er-

Catherine Heßling (Mme. Jean Renoir) als „Nana“

Kartenspieler. Louvre, Paris

Bauern beim Abendessen. Louvre, Paris

Ernte. Louvre, Paris

Bauernstube. Louvre, Paris

Photo Bonney

Vor dem Café du Dôme im Winter

Photo Arriens

Marktszene in S. Nigeria

bracht finden, wie entzückend die Sujets der Le Nainschen Bilder sind, die Freuden des Landlebens, die Lieblichkeit der Bauernhöfe, der Duft des Düngers, und jenes Strohhälmchen, das wie die Hoffnung selbst in einem Winkel leuchtet . . . die Zartheit der ländlichen Sitten, die bezaubernde Schmutzkruste auf den Gesichtern: es lebe Courbet und die Karikatur usw. usw.

Die Le Nains haben in ihren Bildern offensichtlich stets ländliche Sujets behandelt; auch heute gibt es eine Menge Menschen, denen ein Vorwurf aus dem Landleben besser gefällt als jeder andere; wahrscheinlich war der Erfolg der Le Nains in der damaligen Geschmacksrichtung begründet, die an flämischen Genrebildern Gefallen fand; man hat in der Malerei immer die hübschen Geschichtchen geliebt, und stets war es der Vorwurf eines Bildes, der seine Verkäuflichkeit bedingte und dem Maler erlaubte, sich satt zu essen. Das Publikum liebt die hübschen Geschichtchen und betrachtet ein Bild kaum anders denn als Illustration zu jener Literatur, die ihm ins Herz geschrieben ist: nie wird jemand wissen, wieviel „Literatur" im Herzen meiner Portierfrau lebt.

Ob ein Gemälde eine Erzählung darstellt, ob es ein Naturschauspiel transponiert, oder ob es lediglich ein Spiel mit außerhalb jeder Schilderung geschaffenen Formen ist, immer ist das, worauf es ankommt, die Qualität der Rückwirkung der gemalten Dinge auf den Beschauer und nicht die Qualität dessen, was sie darstellen. Das Wesentliche sind nicht die Dinge selbst, sondern das Verhältnis der Dinge, und die Puristen, bestrebt, die Erfahrungen und Deduktionen des Kubismus in einem homogenen logischen System zu kristallisieren und die sich daraus ergebenden Konsequenzen aufzudecken, haben auf eine Formel gebracht, was alle wahren bildenden Künstler stets gewußt oder doch gefühlt haben: zunächst die Notwendigkeit, das Sujet unter die Vormundschaft der wesentlichen inneren Eigenschaften der gemalten Dinge zu stellen.

Die Le Nains, wie alle großen Künstler der Vergangenheit, haben sich des Sujets als eines Vorwandes bedient; ihre Bilder interessieren uns, weil in ihnen — abgesehen vom Sujet — eine Anordnung von Formen und Farben geglückt ist, die in uns durch ihre physischen Eigenschaften Zustände höchster Steigerung auslösen; die menschliche Bestie ist einmal so beschaffen, daß die vermittels unserer Sinne durch das von dem Maler uns vorgeführte Schauspiel in uns erregten physischen Sensationen unser Gehirn in Bewegung setzen; die Elemente des Bildes, das Bild also, wirkt, um es noch einmal zu sagen, als Erreger auf unsere Sinne; die Kunst besteht darin, zu wissen, was man ausdrücken will, das Handwerk darin, die geeigneten Mittel zu kennen, um unsere Sinne in einer Weise zu erregen, daß das Gehirn selbst erregt wird, und daß der Zustand, in den es versetzt wird, von gleicher Qualität sei wie die Erregung, die den Künstler veranlaßt, zu malen; die Qualität der hervorgerufenen Erregung determiniert die Qualität des Kunstwerkes. Die Mittel der Kunst sind also eine Art Sprache, die auf dem Weg über die Sinne den Kopf erreicht.

An der Tradition geschult, kannten die alten Meister die Valeurs der Mittel, die sie anwendeten, und wenn sie ein „figürliches Sujet" malten, so legten sie bestimmt viel weniger Wert auf den „Verismus" dessen, was sie malten, als auf die Angemessenheit der Formen und Farben, die sie anwandten; das ist der Grund, weshalb alle alten Meister — trotzdem ich hier auf diesen Punkt nicht näher eingehen kann — „Deformisten" gewesen sind. Es kam ihnen weniger auf die Wahrscheinlichkeit dessen an, was sie malten, als auf die künstlerische Qualität ihres Bildes. Wir sprechen von einem Fouquet, einem Poussin, einem Chardin, einem Ingres, einem Cézanne, einem Seurat. Gerade weil sie diesen hohen Wert auf die physiologische Qualität ihrer Bilder legten, kann man von allen großen Künstlern sagen, sie seien religiös gewesen.

Wenn ein Ägypter einen Gott bildete, einen Secket oder einen Osiris, so hat er dabei doch selbstverständlich nach keinem Vorbild gearbeitet; aber die Erfahrung einer tausendjährigen Tradition hatte ihn gelehrt, daß bestimmte Formen oder ihr Zusammenklang im Gehirn des Menschen gewisse Reaktionen von determinierter Qualität hervorrufen, von denen wieder ganz bestimmte den Geist erheben—physiologisches Mittel, göttliche Wirkung. Ein ägyptischer Gott ist eine Maschine, um im Menschen einen göttlichen Zustand hervorzurufen.

Wir sind weit abgekommen von den Le Nains und mein Platz ist beschränkt. Viele Schriftsteller haben vieles über „das Geheimnis der Zusammenarbeit der Brüder Le Nain" geschrieben, wobei die einen, in der Überzeugung, das Kunstwerk sei eine Art Überschäumen des Herzens des Künstlers, nicht zugeben können, daß mehrere Hände an dem gleichen Bilde tätig gewesen seien: Sakrileg. Die anderen versuchen, den Anteil der beiden anderen Brüder herabzumindern, und sie machen sich das größte Kopfzerbrechen, um nachzuweisen, daß Mathieu allein die „schwierigen Sachen" gemalt habe, während Antoine und Louis auf Nebensächlichkeiten und Hintergründe beschränkt blieben. Welche Verkennung der Grundeigenschaften eines schönen Gemäldes. Der Zusammenklang des Hintergrundes ist ebenso schwer zu verwirklichen wie jener berühmte leuchtende Fleck im Auge. Viel wahrscheinlicher ist es, daß gemeinsame Erziehung und lange gemeinsame Arbeit die drei Brüder zu einer in solchem Grade identischen ästhetischen Konzeption geführt hat, daß sie ihnen das Zusammenarbeiten selbst in der Komposition gestattete. Was die Ausführung anbetrifft, so wird einem jeder gute Maler sagen können, daß nicht hierin die Hauptschwierigkeit liegt; klar zu konzipieren ist schon so gut, als sei das Bild fast vollendet. Die Le Nains als die großen Maler, die sie waren, verstanden zu komponieren, sie verstanden zu malen; wir brauchen an dieser Stelle nicht zu wiederholen, was wir über die Komposition bei den Meistern der Malerei bereits gesagt haben.

(Deutsch von B. Bessmertny)

DIE GEBURT DER REVOLVERPRESSE

Von

EGON FRIEDELL

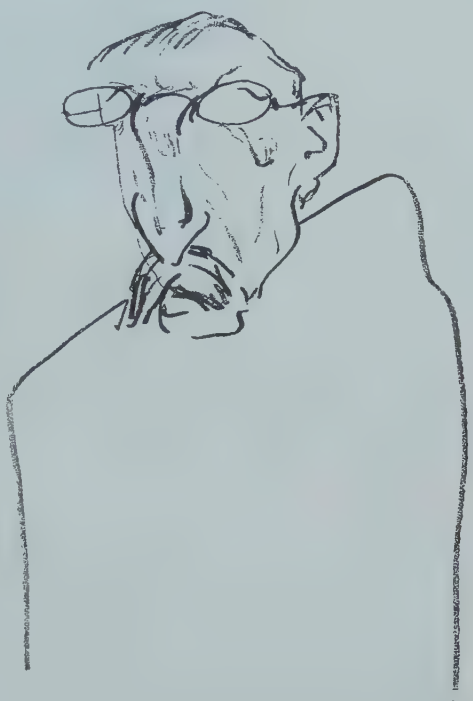
Die Feder beginnt im Renaissancezeitalter eine dominierende Macht zu werden, und es entwickeln sich die ersten energischen Anfänge der Presse und ihrer vollendetsten und konsequentesten Existenzform: der Revolverpresse. Hierfür ist zunächst überhaupt die ganze soziale Erscheinung der Humanisten maßgebend, die, bei allen ihren Verdiensten um die Hebung der allgemeinen Bildung und des Spezialinteresses für die Offenbarungen der antiken Kultur, doch zweifellos eine moralische Pest waren, indem sie durch ihr Vorbild und ihre Maximen lehrten, daß uneinschüchterbare Frechheit, absolute Gesinnungslosigkeit, maßlose Selbstberäucherung, dialektische Gedankenjongliererei und hemmungslose Unbedenklichkeit in der Wahl der polemischen Mittel die Hauptvehikel zum Ruhm und Erfolg seien. Sie haben mit einer Selbstverständlichkeit und Unverblümtheit, die sich selbst heute nur bei Winkelblättern findet, aus ihrer Meinung ein Geschäft gemacht; und sämtliche Praktiken, deren sich die heutige Presse bedient, sind von ihnen bereits mit vollendeter Virtuosität gehandhabt worden: die Verdrehung der Tatbestände und die Verdächtigung der Motive; der Griff ins Privatleben; die scheinbare Objektivität, die den Tadel um so glaubwürdiger macht; die versteckte Attacke, die die Gefährlichkeit der offenen nur erst ahnen läßt, und dergleichen mehr. Ebenso haben sie sich bereits untereinander aufs erbittertste bekämpft. Ihre Macht beruhte, ganz ähnlich wie bei der heutigen Journalistik, nicht bloß auf ihrem Witz, ihrer Schreibfertigkeit und ihrer Fähigkeit, schwer eingängige Themen in eine populäre und gefällige Form zu bringen, sondern auch auf ihrer Herrschaft über ein Material, das nur ihnen vollkommen zugänglich war: nur ist es heute das sogenannte Nachrichtenmaterial, dessen Verbreitung ein Privileg der Zeitungen bildet, während es sich damals um die Vermittlung des wiederentdeckten antiken Bildungsstoffes handelte. Insofern standen sie höher als die modernen Journalisten, denn sie waren nicht nur fast alle außerordentlich unterrichtet, sondern auch von einem begeisterten Eifer, ja Furor für das Altertum erfüllt, und so wird man ihrem geistigen Streben, bei aller ihrer sittlichen Verkommenheit, eine gewisse Idealität nicht absprechen können.

Natürlich waren viele von ihnen auch moralisch gänzlich einwandfreie Persönlichkeiten, und andere wiederum haben eine solche Energie und Ingeniosität entwickelt, daß auch die Nachwelt ihnen als wahren Giganten ihres Gewerbes die Bewunderung nicht zu versagen vermochte. Namentlich zwei von ihnen sind ebenso unsterblich geworden wie Raffael oder Machiavell: nämlich Vasari und Pietro Aretino. Vasari übte eine Geschmacksdiktatur von einer so unwidersprochenen Geltung, wie sie später nie wieder einem Rezensenten beschert worden ist. Er war selber

ein ausübender Künstler, und zwar ein ziemlich mäßiger, und bietet damit das seither so oft wiederholte Schauspiel der Geburt der Kritik aus der schöpferischen Impotenz; außerdem verband er, worin er ebenfalls viele Nachfolger gefunden hat, mit seiner Tätigkeit das Geschäft des Kunstagenten. Selbst ein so intransigenter Charakter wie Michelangelo wußte, was er einem Vasari schuldig sei, und antwortete ihm auf die Übersendung seines Werks mit einem überaus schmeichelhaften Sonett, obgleich er von dem Inhalt und zumal von den Nachrichten und Urteilen, die sich mit ihm selbst beschäftigten, nichts weniger als erbaut war. Alle aber, die es wagten, Vasaris kritischen Offenbarungen zu opponieren oder ihn als Künstler nicht neben die Größten der Zeit zu stellen, wurden von ihm mit der äußersten Rachsucht und Ungerechtigkeit verfolgt, wobei es ihm auf Fälschungen nicht ankam: zahlreiche Künstler hat er auf diese Weise buchstäblich unmöglich gemacht.

Noch gefürchteter aber war der „göttliche Aretino", der Vater der modernen Publizistik, von dem das Volk nicht mit Unrecht behauptete, er besitze den bösen Blick. Er bezog von den beiden großen Gegnern Karl dem Fünften und Franz dem Ersten gleichzeitig Pensionen und erhielt auch von anderen Potentaten: den Königen von England, Ungarn, Portugal und von vielen kleineren Fürsten reiche Geschenke; selbst der Sultan schickte ihm eine schöne Sklavin. Er war aber auch ein vollendeter Techniker der geistreichen Erpressung. Wir wollen als Beispiel wiederum nur seinen Verkehr mit Michelangelo anführen. Er schrieb diesem zunächst einige Briefe, in denen er den Ausdruck seiner Verehrung für Michelangelos Kunst sehr geschickt mit dem Hinweis auf seine eigene Machtstellung zu verbinden wußte: „Mir," beginnt er, „der in Lob und Tadel so viel vermag, daß fast alle Anerkennung und Geringschätzung durch meine Hand verliehen wird, dessen Name jedem Fürsten Achtung einflößt, bleibt gleichwohl Dir gegenüber nichts als die Ehrfurcht. Denn Könige gibt es genug in der Welt, aber nur e i n e n Michelangelo!" Infolgedessen bitte er ihn um „irgendein Stück Handzeichnung". Michelangelo erfüllte diese Bitte, die Gabe scheint aber nicht nach den Wünschen des Aretiners ausgefallen zu sein, denn nach einigen weiteren Mahnungen, die unbeantwortet blieben, schickte er Michelangelo ein vollendetes Muster und Prachtstück eines Erpresserbriefes, in dem es unter anderem heißt: „Mein Herr. Nachdem ich nun die ganze Komposition Eures jüngsten Gerichtes gesehen habe, erkenne ich darin, was die Schönheit der Komposition anlangt, die berühmte Grazie Raffaels wieder; als ein Christ aber, der die heilige Taufe empfangen hat, schäme ich mich der zügellosen Freiheit, mit der Euer Geist die Darstellung dessen gewagt hat, was den Inhalt unserer höchsten religiösen Gefühle bildet. Dieser Michelangelo also, so gewaltig durch seinen Ruhm, hat den Leuten zeigen wollen, daß ihm in ebenso hohem Grade Frömmigkeit und Glauben abgehen, als ihm in seiner Kunst Vollendung eigen ist. Ist es möglich, daß Ihr, der Ihr Euch im Gefühl Eurer Göttlichkeit zum Verkehr mit gewöhnlichen Menschen gar nicht

herablaßt, dergleichen in den höchsten Tempel Gottes gebracht habt?... In ein üppiges Badezimmer, nicht in den Chor der höchsten Kapelle durfte dergleichen gemalt werden... Aber freilich, wenn die Haufen Goldes, die Papst Giulio Euch hinterlassen hat, damit sein irdisches Teil in einem Sarkophag von Eurer Hand ruhen könne, Euch nicht zur Einhaltung Eurer Verpflichtungen vermögen konnten, worauf konnte da ein Mann wie ich sich Rechnung machen?... Aber Gott wollte offenbar, daß ein solcher Papst nur durch sich sei, was er ist, und nicht erst durch ein mächtiges Bauwerk etwas zu werden scheine. Trotzdem aber habt Ihr nicht getan, was Ihr solltet, und das nennt man stehlen." Und er schließt das Schreiben, in dem Denunziation wegen Irreligiosität, Vorwurf des Diebstahls und geheuchelte Trauer über ein irregeleitetes Genie mit vollendeter Kunst der Giftmischerei ineinandergemengt sind, mit dem triumphierenden Wortspiel: „Ich hoffe Euch nunmehr den Beweis geliefert zu haben, daß, wenn Ihr *divino (di vino)* seid, ich auch nicht *dell' acqua* bin." Und dieser Brief, für dessen Verbreitung Aretino natürlich sorgte, hat Michelangelo in der Tat unendlich geschadet. Es liegt aber in der Paradoxie des Renaissancecharakters, daß Aretino, abgesehen von den Infamien, zu denen er sozusagen beruflich verpflichtet war, einer der liebenswürdigsten, hilfsreichsten und freigebigsten Menschen gewesen ist, ein rührender Kinder- und Tierfreund, ein unermüdlicher Wohltäter und Gastgeber, dessen Haus jedermann offenstand, der Kranke unterstützte, Gefangene befreite, jeden Bettler beschenkte, alles erpreßte Geld mit vollen Händen an andere austeilte und jedem Bedürftigten seinen Rat und seinen Einfluß lieh, ein „Sekretär der Menschheit", wie er sich selbst, *il banchiere della misericordia*, wie einer seiner Freunde ihn genannt hat. Auch hat es seinen Niederträchtigkeiten nicht an einer gewissen Großzügigkeit und vornehmen Linie gefehlt; man braucht nur das Bild anzusehen, das sein Freund Tizian von ihm gemalt hat: etwas Imperatorisches, das auf wirkliche Geistesmacht hinweist, geht von dieser Gestalt aus.



Dolbin: Der österreichische Außenminister Mataja

*

Aus einem demnächst erscheinenden kulturhistorischen Werke von Egon Friedell.

Ottomar Starke

REVUE NÈGRE

Von

OTTOMAR STARKE

Anläßlich des Berliner Gastspiels der Negertruppe.

Der Neger Louis Douglas hat diese Revue verfaßt, Jack Palmer und Spencer Williams haben die Musik geschrieben, Dudley sisters und Susan Smith Kostüme und Dekorationen entworfen. Die sieben Bilder sind betitelt: Mississippi Steam Boat Race, New York Skyscraper, Lovisiana Camp-Meeting, Les Strutting Babies, Darkey Impressions, Les pieds qui parlent und Charleston Cabaret. Sie geben nicht ganz ohne Sinn einen Querschnitt durch Negerleben in Amerika, der seligen Beecher-Stowe Onkel Toms Hütte, 1925 redigiert, und er liest sich versöhnlicher. Allerdings ist drüben der Colouredman nicht salonfähig und kann außerhalb seines Quartiers verrecken, ohne daß sich eine Hand rührt, wohingegen wir schon als Kinder lernen: Was kann denn dieser Mohr dafür, daß er so weiß nicht ist wie wir.

Die Stars dieser Revue sind Louis Douglas und Josephine Baker, und beide sind Clowns. Louis Douglas ist sehr beachtlich. In sein schwarzes Gesicht („Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn") malt er um den Mund eine weiße Schießscheibe, was ihn noch über-

negert. Er tanzt acht Tänze mit einer niegesehenen Paganinivirtuosität der Füße. Er schlägt die Sechzehntel. In a Jazz Charleston Drill führt er die acht Steppers, die Girls der Truppe, an und seine Füße intonieren Trommelwirbel. Eine Revue ist gut, wenn der Unteroffizier seine Freude daran hat. Es muß klappen, man muß den Drill spüren. Gut einexerzierte Girls können der Musikbegleitung entbehren und es sich leisten, ihren Tanz mit dem Absatz selbst zu taktieren, so hier. Solche Gruppenschwenkungen hat kein deutscher Kasernenhof gesehen. Im New York Skyscraper mit der kühnen Dekoration eines sich ins Unendliche verjüngenden Wolkenkratzers fährt ein Straßenverkäufer in Waterproof und einem Ich-hab-ihn-getragen-Hut seine fliegende Ware auf einem Wägelchen auf die Szene. Das ist der Saxophonist Sidney Bechet, der für die Jazz-Colombine Marion Cook und den Jazz-Arlequin Douglas den schönsten Jazz spielt, den man je gehört hat. Das seidene Arlequinkostüm ist kleinkarriert, rot und blau, mit Rüschchen, und steht gut zu dem schwarzen Gesicht. Marion im Degazeröckchen ist ganz hellhäutig und ein Engel. — Das Lovisiana Camp-Meeting ist ein Cauchemar, zu welchem eine dicke, alte, auf weiß-schwarz-punktierte Figurantin nicht unerheblich beiträgt. Eine Methodistenkirche ist mit Kreide auf eine riesige Schultafel als Hintergrund gezeichnet. Beachtliches Gesindel treibt sich hier herum. Der Negergeschmack für bunte Kleidung ist noch übertrieben. Douglas exzelliert in einem Bootleggers-Quartett, einem a-lovers-Quarrel und einem Excentric-Dance. In ersterem ist auch der Komponist Spencer Williams selbst zu bewundern. Im zweiten der ausgezeichnete Honey Boy.

Josephine Baker ist Grotesktänzerin, wo sie die Haut berührt. Ihr Popo, mit Respekt zu vermelden, ist ein schokoladener Grieß-Flammeri an Beweglichkeit, und sie ist mit Recht stolz auf diese Gabe der Natur. Ihre Drôlerien sind indes ohne große Variationen. Sie wackelt immer wieder mit verschiedenen Körperteilen, hat ganz dumme, doppelt so große Augen, und ist unbeschreiblich an- und ausgezogen. Ihre Schlußvenus ist eindeutig kallipygischer Observanz, was jedermann Freude machen muß. Mit verdrehten Augen singt sie „Boodle-Am", „Y want to yodel", „Give me just a little bit" und tanzt den Charleston „Sadie Snow". Ihre große Nummer ist Darkey Impressions. Im Schlußbild tanzt sie mit Joe Alex, einem schönen, nackten, federgeschmückten Wilden und den Babies einen Danse de Sauvage, der sich gewaschen hat.

Wenn Neger etwas vortragen, tun sie das mit großer Wichtigkeit, so bescheiden sie sich sonst geben. Sie unterstreichen sozusagen, daß hier ein Neger Weißen etwas zu sagen hat. Sie verdrehen die Augen ins Unwahrscheinliche und sind sehr, sehr liebenswürdig. Maud de Forest hat diese zähnefletschende Unwiderstehlichkeit, wenn sie singt: „Everything my Sweetie does" oder „Same train" oder „Papa-de-Dada", aber sie hat keinen einzigen Ton in der Kehle und flüstert uns ihre Mitteilungen höchst geheimnisvoll zu; Marion Cook schon besser mit dem sentimentalen Lied „Swance River". — Und die Babies in Boodle-Am,

Jazz Drill, Sadie Snow, Strutting Babies und Cocktail Dance sind entzückend. In Les Strutting Babies bemüht der hübsche Honey Boy sich um sie, er kann sich nicht lassen vor fixer Betulichkeit, macht sich sweet, hat sechzehn Beine, und sein Stöckchen wirbelt in einem fort. Er beißt sich vor lauter Grinsen die Ohrläppchen ab. Er ist ein Beau, er ist ein Beau, er ist ein unbedingter Beau Brummel.

Aber — three cheers for the Charleston Jazzband und ihren Chef Claude Hopkins. Man merkt es den schwarzen Gentlemen im Smoking an, daß sie sich ihrer kulturellen Mission bewußt sind. Die Band ist sieben Mann stark. Claude Hopkins, der das Jazz bedient, ist ein brillanter Jongleur. Er hat neben sich in einer Blumenvase ein Dutzend Trommelschlegel und den Ehrgeiz, jeden Wirbel mit einem anderen zu schlagen.

DAS EHEBUCH

Eine neue Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen; angeregt und herausgegeben

von

HERMANN GRAF KEYSERLING

„Weder Kohlkopf noch Kuh weiß von Tragik" — „schon der Primitivste spürt, daß die Ehe erst durch Tragik ihren Sinn erfüllt." (Siehe Einführung des Grafen Keyserling.) Bei der Kuh ist die Grenze, wo der Unverstand des tragischen Sinnes der Ehe beginnt.

So ist Hermann Graf Keyserling heiligen Eifers voll vom problematischsten aller Probleme: dem Ehe-Problem. Er rief und viele, viele kamen. Das heißt vierundzwanzig Zeitgenossen schrieben — jeder nach seiner Art. Keyserling ließ Spielraum nach altem Leitmotiv des geistigen Dirigenten. Das Orchester darf alle Klänge — auch mißliche — bringen, der Zusammenklang einigt alle Töne — auch diese Ehe-Symphonie. Der Herausgeber empfiehlt es allen Ernstes Brautpaaren und in der Ehe Stehenden als Führer. Es müßten also im Brautstand vierundzwanzig Aufsätze berücksichtigt werden, dazu die Einführung des Grafen aus Darmstadt. Wird die Ehe doch nicht gut, liegt es an der falschen Einstellung des Lesers, und er muß noch einmal lesen. Oder es ist ihm nicht zu helfen. Fast auf jeder Seite der Beiträge des Grafen sind seine übrigen Werke vermerkt, die man vergleichen soll.

Es sind viele gute, gediegene Mitarbeiter. Richard Wilhelm, Professor in Frankfurt, schildert, als guter China-Kenner nach langjährigem Aufenthalt dort, die chinesische Ehe. Leo Frobenius beschreibt schwungvoll das Mutterrecht und seine geographische Entstehung (wobei zu bemerken ist, daß Ratzels weltberühmtes wissenschaftliches Werk „Anthropo-Geographie" das Bahnbrechende in dieser Richtung war). Kleine Aufsätze sind gefälliger als wissenschaftliche Werke, gleiten aber rasch vorbei.

Wide World Photo

1926

1880

Arabisches Café in Sidi-bou-Said (Tunis)

Photo R. Paresce

Friedhof in Marsa (Tunis)

Photo R. Paresce

Gustave Courbet, Mädchen mit Blumen

Hope Hampton, amerikanischer Filmstar, kaufte in Paris 60 Modelle

Arabisches Café in Sidi-bou-Said (Tunis)

Photo R. Paresce

Friedhof in Marsa (Tunis)

Photo R. Paresce

Gustave Courbet, Mädchen mit Blumen

Hope Hampton, amerikanischer Filmstar, kaufte in Paris 60 Modelle

Photo Ernst Schneider, Berlin

Joséphine Baker in der Neger-Revue des Nelson-Theaters

Ricarda Huch bringt gedrängte Wochenübersicht der „romantischen Ehe“ aus ihrer „Blütezeit der Romantik“ (vor zwanzig Jahren erschienen und von bleibendem Wert). Man kann bei Ricarda auch sagen „on revient toujours à ses premiers amours“.

So erging es mehreren Mitarbeitern. Es ist ordentlich rührend, den greisen Havelock Ellis zu lesen; vergilbte Probleme voll zarten, welken Rosendufts ausbreitend, und dieses in dem Aufsatz „Liebe als Kunst“. Bei ihm merkt immer noch eine tugendhafte Gattin mit Schrecken, daß neben ihrem ordentlichen braven Gatten ein anderer Mann sie erotisch irritiert. Das Ehepaar ist selbstverständlich mit vorzüglichen Qualitäten bedacht. Was ist nun zu tun? Havelock Ellis bedauert, daß das edle Paar eben nicht zur Zeit die Liebe als „Kunst“ begriff. Positive aktuelle Schlüsse fehlen fast überall. Man soll es richtig machen durch den Sinn, den Graf Keyserling dem Buche weitausholend mitzugeben gedenkt.

Die Psycho-Analytiker (Jung, Adler, Kretschmer usw.) schreiben fachmännisch-medizinische Beobachtungen ihrer Praxis. Sie bringen Fälle, ziehen ärztliche Schlüsse („die Ehe als analytische Situation“, „die Ehe als psychologische Beziehung“ usw.). Kretschmer zitiert „pyknisch-syntone“ Ehegatten, „hypomanische Ehegatten“, sogar „schizothyme Mittellagen“, berechnet die diversen Anziehungspunkte wissenschaftlich. Wenn man an die wenigen denkt, die sich ernsthaft mit psycho-analytischer Lektüre beschäftigen, dürften diese wenigen ihn verstehen und bekannte Freudsche Fortsetzungen finden. Warum aber heiraten die meisten Menschen? Um die eigentlich akute Frage geht fast jeder Mitarbeiter herum. Thomas Mann schreibt zwar heiter lächelnd einen kleinen Aufsatz (zu ermäßigtem Preis). Er schäkert zunächst mit dem Darmstädter Weisen, spricht humorvoll von Glatteis, rutscht aus und preist die Homo-Erotik. Er bemerkt gottlob den gräflichen Taktstock, meint zwar, daß neunzig Prozent aller Ehen unglücklich seien („mit dem Beben namenloser Ungeduld in den Stimmen der Ehegatten“).

„Strindbergsche Erinnerungen melden sich, infernalische Erinnerungen“ — aber er löst den Mißklang und lobt die sittlichen Ehebande. Ja, sogar Gewohnheit der Eheleute ist eine habitude suprême, wird Tugend.

Fürstin Lichnowsky tastet zart und blaß in „Ehe als Kunstwerk“, bezeichnet den Weg dazu als einen „Dornenweg“, den zwei Menschen liebevoll mit Rosenblättern bestreuen sollen. Ein träumerischer Einschlag outside der Wirklichkeiten. Graf Keyserling betont heftig die Standes-Ehe (gleiches „Niveau“ vor allen Dingen); bringt durch eine Definition der Standes-Ehe den Grafen Paul Thun-Hohenstein dazu, mit „geschlossenen Augen zu meditieren und alle Höhen und Tiefen zu erfühlen“, die der Graf meint.

Die weiblichen Mitarbeiter bringen durchweg gute soziale Hauskost, schildern die Frau im Übergang, streifen seelische Probleme oder neue, gediegene Ehe mit amerikanischem Einschlag.

Mathilde v. Kemnitz, Ärztin, schreibt viel Geistiges über den „Wonnen-Austausch“ der Ehegatten, der sie heftig anzieht. Sie überläßt dem

Leser, sich die Wonnen auszumalen. Sie soll sogar sehr viel geschrieben haben und gedruckt worden sein. Wassermann betont zwar, wie Graf Keyserling seelischer und sozialer Not der Zeit geneigt sei, betont seine geistige Verbundenheit mit dem Herausgeber, indem er seinen Roman „Laudin und die Seinen" als Gegenstand seines Beitrages nimmt („bürgerliche Ehe"). Er erspart zwar anderweitige Reklame für seinen „Laudin", schildert Zerrüttung, vergißt Lösungen.

Tagore sagt gute, brave Dinge über indische Ehe, kulturhistorisch interessant vielleicht, Leo Baeck preist begeistert die Ehe als Geheimnis und Gebot, aber das fatale Gefühl des bekannten vertanen Aufwandes bleibt. Man freut sich, im Buddhisten Dr. Dahlke den gänzlich von allem Sündhaften abgekehrten Buddhisten und Ehefeind zu finden, der vor Weiber-Röcken warnt, mit dem „Mönche" spricht und handelt und positiven Ehe-Abscheu klar ausdrückt. Da ist konkrete Wirklichkeit. Auch sogar für die Ehe des Kurfürstendamm verständlich.

Die glückliche Ehe gibt nicht achtzehn Mark für das Ehe-Buch aus. Das Brautpaar liest es nicht. Der unglücklich Verheiratete denkt nicht daran, es zu lesen. Die Wirklichkeit ist stärker, eigentliche Weisheit kommt immer erst nach dem Kampf — und nicht durch diese Lektüre.

Ein edler Sachse war bei der Gründung der Darmstädter Weisheitsschule dabei, man meditierte nach passender Benennung, und er rief genial — der Geschäftstüchtige: „Nu, so nännen wir es einfach ‚Schule der Weisheit', das zieht!"

Nervenärzte sind überall reichlich vorhanden, ebenso Psycho-Analytiker, — sogar öffentliche Ehe-Beratungsabende von Dr. Magnus Hirschfeld im überfüllten Bürgersaal des Berliner Rathauses. Wörtlich war in der Zeitung darüber zu lesen: „Ergreifend wirkte jener Fragezettel: „Obgleich ich in glücklichster Ehe lebe, begehre ich doch eine andere. Wie ist das zu erklären?"

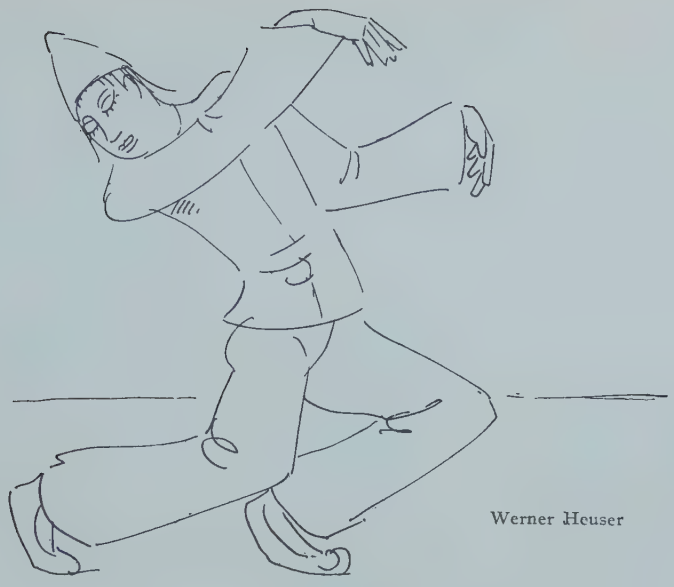
Wenn der Fragende das Ehe-Buch liest, wird ihm nichts klarer. Die Ehe am Kurfürstendamm ist anders als die Ehe in Hamburg oder gar in Darmstadt! Keyserling wendet sich zwar souverain von der „bourgeoisen" Ehe ab („satt" und „untragisch"). Doch nähert sich jeder Eheschließende dem Bourgeois. Der Graf übersieht das. Da ist Behaglichkeit, Ordnungstrieb, Sehnsucht nach gewohnheitsmäßigem Sexualleben, der Ehetrieb. Wo Geld eine Rolle spielt, ist es noch einfacher. Wo Sehnsucht nach einem Kind mitspricht, ist rasch der Not geholfen, aber nicht durch vierundzwanzig Aufsätze auch der besten geistigen Köpfe!

Spielte beim Ehe-Buch, dieser Weihnachtsgabe, nicht auch das Motiv mit: „Nennen wir es Ehe-Buch, das zieht." ? ? ?

(Lily Pringsheim.)

*

Das Buch ist kürzlich im Verlag Kampmann, Celle, erschienen.



Werner Heuser

DIE KUNST DES EISLAUFS

Von

KURT PINTHUS

Wie jede Kunst, so ist das Eislaufen keine Kunst, wenn man es kann. Die Kunst besteht darin, es zu lernen.

Zum Eislaufen brauchst du ein Paar Schlittschuhe und ein Paar Handschuhe. Die letzteren haben den Zweck, der Dame, um derenwillen du das Eislaufen lernst, deine vor Kälte blaugeschwollenen Hände zu verbergen. Meister A. Vieregg empfiehlt in seinem trefflichen Büchlein „Der Eisläufer" (S. 77): „Die Handschuhe sind bestens dunkel zu nehmen, damit die Hände nicht übergroß erscheinen."

Dieser selbe Vieregg, Dozent an der deutschen Hochschule für Leibesübungen, definiert: „Die Kunst des Eislaufs ist zwangläufige Gleichgewichtsbewegung". Da nun, spekuliere ich weiter, nach der großen philosophischen Lehre vom psychophysischen Parallelismus Seelisches und Körperliches immer zwei genau gleichzeitige Ausdruckserscheinungen derselben Kraft sind, so wirst du, im seelischen Gleichgewicht befindlich, auch im körperlichen leichter verharren können. Wirst also im Zustand der Gemütsruhe schneller die Kunst der „zwangläufigen Gleichgewichtsfähigkeit" erreichen. Umgekehrt, bist du seelisch aus dem Gleichgewicht geraten, — husch auf die Schlittschuhe —, ein Stündlein Kürlauf zur Musik trainiert, und du wirst wieder so im seelischen Gleichgewicht sein, daß du der Welt nichts anderes entgegenzurufen vermagst als jenes Wort Götzens von Berlichingen zum feindlichen Hauptmann, das zum Symbol innerlicher Unerschütterlichkeit geworden ist.

Dies wäre die philosophisch-ethische Grundlegung des Eislaufs. Der Götzsche Ausspruch aber führt uns durch den darin berührten oder zu berührenden Körperteil zu der Technik des Hinfallens, welche insonderheit für den Anfänger eine tröstliche Wissenschaft ist. Was das Hinfallen betrifft, so ist hierbei, wie in der Liebe und beim Essen, die natürlichste Art auch die bekömmlichste. Falls du fällst, so falle in jedem Fall möglichst direkt auf jenen Körperteil, den dir der liebe Gott eigens dazu hat wachsen lassen. Trachte nicht nur im Leben, sondern auch auf der Eisbahn danach, daß man von dir sage: Du bist nicht auf den Kopf gefallen! Wenn du auch anfangs vermeinst, deine Hände seien geschickter, dein Kopf sei härter als dein Popo, so werden einige praktische Fälle dich bald dazu bringen, die seit Jahrhunderten geübte Unterschätzung dieser aus pervertierter Scham meist nur punktiert gedruckten vier Buchstaben in dankbare Bewunderung zu wandeln.

Kehren wir wieder zu Götz oder vielmehr zu dessen Dichter Goethe zurück, so wären wir bei der historischen Entwicklung des Eislaufs angelangt. Der Eislauf ist zwar, wie prähistorische Funde von Knochenschlittschuhen lehren, so alt wie die Menschheit selbst, ja vielleicht noch älter, da man sich sehr wohl allerlei Urgetier auf den eigenen Knochen von Eisbergen gleitend vorstellen kann, — aber so recht populär wurde der Eislauf erst durch genannten Dichter Goethe.

Goethe ward bekanntlich 1775 vom Großherzog Karl August nach Weimar berufen, um dortselbst den Eislauf einzuführen. Goethe war aber nicht nur Dichter, sondern auch Weimarischer Minister, und so sind uns herzhafte Genrebildchen überliefert, auf denen der Staatsminister Goethe, mit Orden und Würde geschmückt, auf dem Eis des Flüßchens Ilm im Schloßpark kreist, bestaunt von den Untertanen, die wetteifern, ihn nachzuahmen, so daß man wohl das Scherzchen wagen kann: auch damals schon haben die Minister ihr Volk aufs Glatteis geführt.

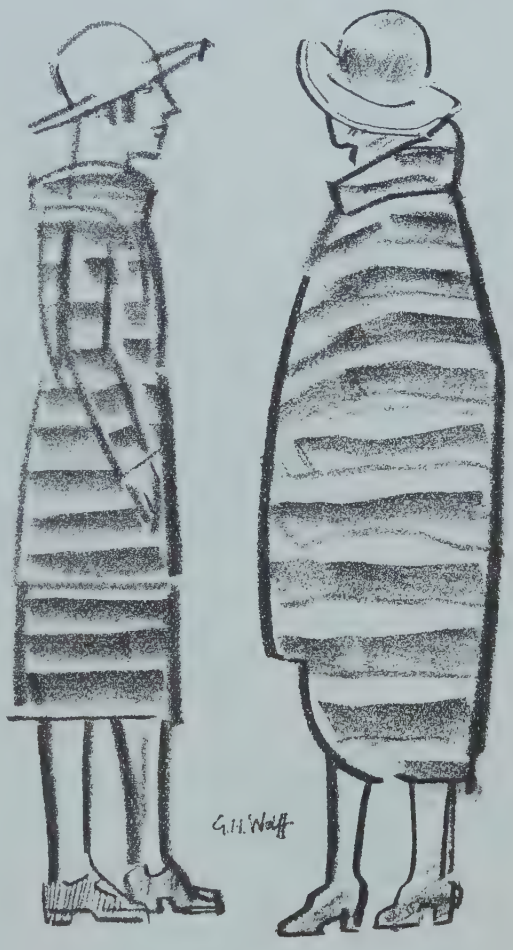
Goethe wiederum hatte das Eislaufen von einem anderen Dichter auf dem Züricher See gelernt: von dem göttlichen Friedrich Gottlieb Klopstock, dem Verfasser des ersten und immer noch spannendsten deutschen Kriminalromans „Der Messias". Klopstock führte aber — und das war noch kühner denn die damals als wildrevolutionäre Betätigung angesehene Ausübung des Eislaufs selbst — aus propagandistischen Gründen den Eislauf in die deutsche Dichtung ein mit seiner wunderschönen Ode „Der Eislauf". Da singt er:

„O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Kristalls Ebne dir winkt!"

In dieser Ode feiert sich unser bescheidener Dichter als Erfinder des Eistanzes mit folgendem Schnadahüpfl:

„Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteren Schwungs fliegt er hin
Kreiset umher, schöner zu sehn."

Am Schluß dieser heitersten all seiner sonst so feierlichen Oden warnt allerdings der Poet den Jüngling: „Glittst du auch leicht wie dies Laub, ach, dorthin, Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst." In knappem modernem Deutsch ausgedrückt: er warnt vor dem Einbrechen.



G. H. Wolff

Vor diesem gefürchteten Einbrechen schützest du dich am sichersten, wenn du auf einer gegossenen Eisbahn läufst. Am wenigsten brauchen die Bankiers das Einbrechen zu fürchten: sie wissen am besten, wie man sich schnell in Sicherheit bringt, wenn man es krachen hört. Da die Damen im Falle des Einbrechens sich infolge des Bubikopfs, aus Mangel an tauglichem Objekt, nicht wie Baron Münchhausen an ihrem eigenen Zopf aus dem Wasser ziehen können, so sei davor gewarnt, sich am Rande des gebrochenen Eises festhalten zu wollen. Nicht nur, daß sie sich die Finger blutig reißen könnten, die Hände würden entweder erfrieren oder noch wahrscheinlicher: das Eis würde weiterbrechen, denn die Damen unserer Zeit sind aus der Konversation mit den Herren darauf trainiert, daß das Eis sehr leicht gebrochen wird. So paradox es klingt: wenn es der Dame gelingt, im Wasser den vom Schwimmen her geübten Trick des „toten Manns" auszuführen, wird sie am ehesten am Leben bleiben.

Über die hygienische Bedeutung des Eislaufs durch die kombinierte Einwirkung von Bewegung plus frischer Luft auf den menschlichen

Körper mich hier zu verbreiten, verbietet mir die Achtung vor den Lesern des „Querschnitts", deren Intelligenz erweislich ist durch die Tatsache, daß sie ihn lesen. Um aber endlich das Eislaufen selbst erlernen zu können: das einfache Vorwärtslaufen, das Rückwärtslaufen, das Bogenlaufen, den Achter, den Dreier, den Doppel- und Gegendreier, Wenden und Gegenwenden, kurz, um die 69 Figuren der internationalen Wettlaufordnung oder die 142 Pflichtfiguren der deutschen Wettlaufordnung ausführen zu können, hat man nichts anderes zu tun, als sich ein Lehrbuch der Eislaufkunst zu kaufen (etwa den schon erwähnten „Eisläufer" von Vieregg, oder das „Kunstlaufen" von Salchow, oder die bewährte „Kunstfertigkeit im Eislauf" vom Altmeister Holleschek oder das eben erscheinende, vom Berliner Eislaufverein 1886 herausgegebene, 328 Seiten starke standard work „Eissport") und die darin enthaltenen Beschreibungen genau nach der Vorschrift in die Tat umzusetzen. Das präzise Befolgen dieser Anweisungen nennt man die Kunst des Eisläufs.

Die bescheideneren Ansprüche des Eislaufs fürs Haus oder für die Familie — und sei es auch nur für die zu gründende Familie vermittels der durch den Eislauf leicht zu erzielenden erotischen Annäherung — die bescheideneren Ansprüche also werden sich nicht über das Bogenlaufen oder sogenannte Holländern und den Eiswalzer versteigen. Wobei zu bemerken ist, daß das Holländern nicht von dem Romandichter Felix Hollaender kreiert wurde, wie etwa, nach seinem eigenen vorhin zitierten Bekenntnis, der Eistanz von dem Dichter Klopstock. Schließlich sei noch festgestellt, daß jenes Sprichwort „Wenn es dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen" auf einer richtigen Beobachtung des Volkswitzes über die mindere tierische Intelligenz beruht. Denn der menschliche Esel, der aufs Eis gehen will, um zu tanzen, weiß, daß dies Unterfangen weniger gefährlich ist, wenn er sich Schlittschuhe anzieht, als wenn er es mit dem bloßen Huf oder Absatz vollführen würde.

E. Nadelmann

A. Schwimmer Matisse and Purrmann

AUS: SCHULERINNERUNGEN

Ein lustiges Pennälerbrevier

Von

VOLPONE und COLLOFINO

PARLEZ-VOUS FRANÇAIS oder DER KÖNIG DER AVAREN

Ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.
Goethe.

Unvergeßlich bleibt uns der „Pim Pim". Der Ursprung seines Spitznamens ist ungewiß und wohl nicht mehr einwandfrei festzustellen. Einige glauben ihn aus Folgendem herleiten zu können. Nach meinem Gewährsmann sagte der Lehrer eines Tages: „Nun wollte ich kerate tie Regel noch einmal erklären, ta macht ter Penzky (der Pedell) Pim Pim" (er läutete Klassenschluß). Er war einer von jenen Lehrern mit der höchst sonderbaren, lächerlich wirkenden Aussprache. Jeder weiche Konsonant wurde bei ihm härter als hart. Er dehnte die Worte und schob überall Vokale ein, wo es nur anging. So konnte er die Silben besser zerhacken. Was dabei herauskam, zeigt folgendes Beispiel. Den Schüler Stelzmann taufte er um und sagte zu ihm: „Stelzesmann, tu pissest ja kerate (sollte heißen: du bist ja gerade) wie ein altes Weip" — unbändiges Gelächter. Wenn dann noch in der gleichen Stunde hinterherkam: „Ihr müsset tie Regeln hersagen können von vorne unt von hinten ohne aufzustoßen", dann war es mit einem geregelten Unterricht endgültig vorbei. Eine seltsamere Methode, als er im Französischen anwandte, ist kaum auszu-

denken. Es kam bei ihm stets nur auf einen Rekord an, der in der folgenden Stunde überholt werden mußte. Zwei Finger der Rechten zwischen die Westenknöpfe gesteckt, die übrigen kokett abgespreizt, in der linken Hand seine Uhr, stand er an der Ecke des Katheders und sprach: „Nun wollen wir avoir (sprich áffoar) und être durchkonjugieren (sprich j wie ch). In der letzten Stunte prauchten wir vier Minuten und siepzehn Sekunten." Es ging der Reihe nach von Bank zu Bank. Der erste Schüler sagte „j'ai", der zweite „tu as", der dritte „il a" usw. — „nous eûmes, vous eûtes, ils eûrent — que nous eussions eu, que vous eussiez eu, qu'ils eussent eu — nous aurions eu, vous auriez eu, ils auraient eu — que nous soyons, que vous soyez — que nous fussions, que vous fussiez — que j'aie été, que tu aies été — qu'ils fûrent — qu'ils eussent été — qu'ils eûrent été usw." Alle Formen von avoir und être wurden durchkonjugiert mit märchenhafter Schnelligkeit. Es mußte gehen ohne Stocken, wie wenn beim Militär die Mannschaft abgezählt wird, d. h. sich selbst abzählt: „Eins, zwei, drei usw." Ein heiteres Aufatmen ging durch die Klasse, wenn der Lehrer an Hand seiner Uhr feststellte, daß der Rekord um wenige Sekunden gebrochen war.

In bester Erinnerung ist mir auch die Deklination der Pronomina geblieben, die wir in einem ganz unglaublichen Prestissimo hersagen mußten, um ihn zufriedenzustellen:

je me me tu te te
il lui le elle lui la
nous nous nous vous vous vous
ils leur les elles leur les

Von einigen Schülern wurde eine derartige Fixigkeit, moderner ausgedrückt Tourenzahl, im Hersagen erreicht, daß die Ursprache nicht mehr zu erkennen war. Es klang wie das Stammeln von Wahnsinnigen.

Der Lehrer kontrollierte alles mit der Uhr in der Hand, nicht nur die Schnelligkeit der hergesagten Regeln, sondern auch alle anderen Dinge, die zeitlich meßbar waren. Er fühlte sich durch das häufige Husten der Schüler oft genarrt, fand aber nicht den Weg, es zu verhindern. In derartigen Fällen beschränkte er sich darauf, mit der Uhr die Dauer des Hustens festzustellen. Er sagte dann zum Schluß: „Der F² hat jetzt wieter einmal siepenunttreißig Sekunten kehustet."

*

DIE LITERARISCHEN ABENDE EINER OBERPRIMA oder DAS UNGEHEURE INTERESSE

Von Professor D., Lehrer der Mathematik und Physik, mit Spitznamen Dr. Ochus genannt — sprich Drochus —, ist eine wohlgelungene Kritik der literarischen Abende einer Prima bekannt, die ich nach dem „Bier- und Intelligenzblatt der Oberprima des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums Ostern 1917, 2. Jahrgang Nr. 2" zitiere (im Sinne der Stilechtheit ist die Rede in westfälischem Tonfall vorzutragen):

Metropolitan Photo

Wintersport in der Schweiz

Else Eckersberg

Kurt Pinthus

Baronin Hella d'Elpons in St. Moritz

Photo Sport & General

Photo Riebicke

Berliner Schupo bei Boxübungen

Wide World Photo

Beerdigung des Chikagoer Schweineschlächters Murphey Ducks während eines Blizzard

Photo Sport & General

Eisschießen

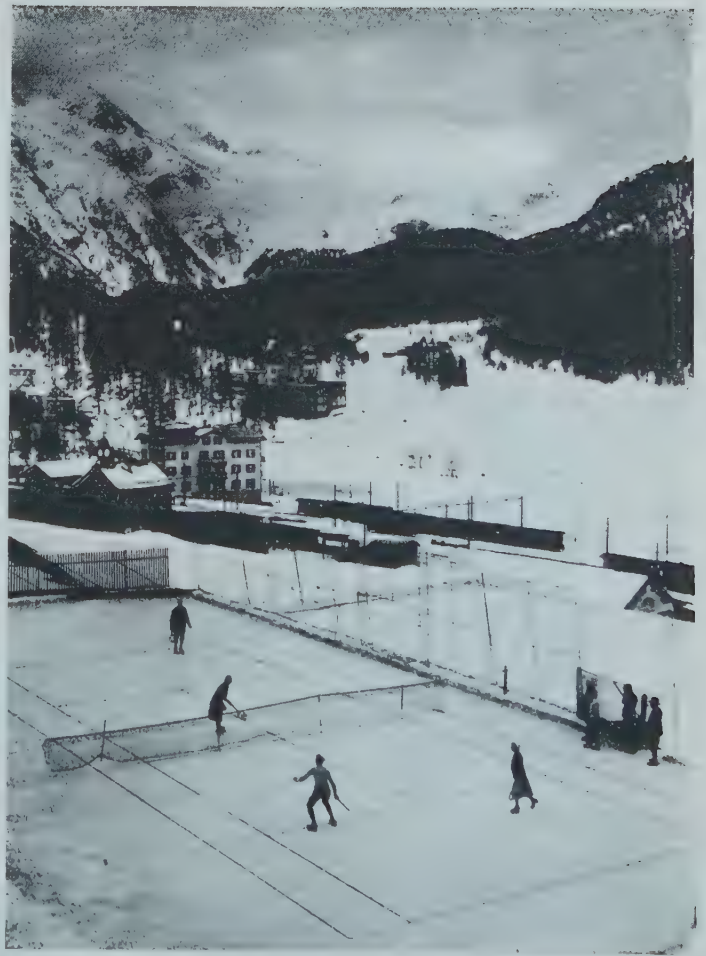


Photo Sport & General

Tennis auf dem Eis

„Also — ich habe da mit großem Interesse das Programm Ihrer literarischen Abende, das Sie mir gegeben haben, gelesen. — Sie wissen ja, ich habe ungeheures Interesse für sowas. Wir haben zwar nicht viel Zeit zu verlieren (Blick auf die Uhr), aber fünf Minuten können wir doch mal darauf verwenden, das gehört ja auch zum Unterricht. Es hat mich sehr gefreut, besonders, daß Sie das aus sich gemacht haben. Auch die Zusammenstellung ist ganz gut; aber es ist mir aufgefallen, daß Sie lauter ernste Sachen genommen haben. Ja, ich will Sie da nicht beeinflussen, aber da Sie es mir einmal gezeigt haben, wollte ich Ihnen nur meine Meinung darüber sagen. Ich meine, Sie könnten mal einen heiteren Abend einschieben, meinen Sie nicht auch? Selbstverständlich! Unsere Literatur ist ja so reich! Da gibt es doch z. B. so schöne Gedichte von Liliencron. Ja, wie der so anfangs der achtziger Jahre mit seinen Dichtungen auftrat, da habe ich den mit verbreiten geholfen. Der hat z. B. das schöne Lied gedichtet „Die Musik kommt". Kennen Sie das? Da lacht der Meyer, das ist ein Geselle! Ich setze Sie gleich vor die Tür, ich schmeiße Sie gleich raus! Also — — so etwas zu wissen, ist sehr wichtig, namentlich in Gesellschaft, da habe ich früher oft vorgelesen. Aber da darf man sich nicht aufdrängen, das muß man geschickt anfangen, wie ich. Da saß ich noch vorige Woche bei einer Gesellschaft in Godesberg einer Dame gegenüber. Ach, da lacht der Ellscheid! Ja, wissen Sie, Ellscheid, Sie sind ein alberner Bursche! Sie interessieren sich für rein gar nichts; ich verstehe Sie nicht. Also — — diese Dame interessierte sich ungeheuer für Karl Busse — kennen Sie alle. Da hatte ich zufällig einige ungedruckte Gedichte von ihm in der Tasche. Die Dame kannte sonst alles, aber die kannte sie noch nicht. Da las ich sie mit ganz gewaltigem Erfolge vor, und Seuser brummt. Sagen Sie mal, Seuser, warum brummen Sie eigentlich? Wenn ich an Ihre Brüder denke — die haben nie gebrummt, die taten das nicht. Dann gibt es noch einige Sachen von Rudolf Baumbach; die hab' ich alle zu Hause, da lese ich sehr gern drin. Ich interessiere mich überhaupt für alles, ich suche allem gerecht zu werden. Da habe ich mir z. B. noch vor vier Jahren ein neues griechisches Lexikon gekauft. Meinen Sie, das hätte ich getan, wenn ich kein Interesse für Griechisch hätte? Meinen Sie nicht auch? — Selbstverständlich!"

Auch aus dem physikalischen Unterricht des Dr. Ochus sind plastische Äußerungen ähnlicher Art überliefert. — „So —, jetzt will ich Ihnen einmal die ungeheure Explosionskraft des Benzins an einem Beispiel erläutern. Also — in der Hirsch-Apotheke am Augustinerplatz war ein Provisor angestellt — Blankenhahn zählt die Fliegen an der Wand —, welcher bei mir den Unterricht genossen hat. Der Apotheker hatte dem Provisor eingeschärft, nicht mit offenem Licht den Keller zu betreten, weil dort Benzin lagerte. Der Provisor hört nicht und geht eines Tages doch mit einem offenen Licht in den Keller. Es entstand eine gewaltige Explosion. Jetzt lacht dieser alberne Mensch, der Blankenhahn, bei dieser hochernsten Sache. Gleich schmeiße ich Sie ins Klassenbuch und trage

Sie vor die Tür! Die große Schaufensterscheibe brach entzwei und fiel einem vorübergehenden Postbeamten auf den Kopf — eine sehr gefährliche Wunde. Einer Dame fiel das Telephon auf den Kopf — eine ganz gewaltige Wunde. Der Apotheker selbst wurde schwer verletzt und die Apotheke völlig zerstört. Sie war buchstäblich durch das Schaufenster auf die Straße geflogen. Ich weiß gar nicht, Nolte, was Sie dabei zu lachen haben, zumal in diesen ernsten Zeiten. Also — als nun nachher die Sache vor Gericht verhandelt wurde, habe ich dazu beigetragen, daß der Provisor streng bestraft wurde. Denn ich konnte bezeugen, daß er bei mir den Unterricht genossen und die ungeheuer große Explosionskraft des Benzins kennen gelernt hatte. — Selbstverständlich!"

Sidi Meyer

*

ZWEITENS DER LÖWE oder ICH ESSE IHN AM LIEBSTEN MIT BUTTERSAUCE

Professor K. führte den Ehrennamen „Papa K." wegen seiner väterlichen Güte. Er steht bei uns in gutem Angedenken. Mit den Worten „Du bis enen ääkelige Jung" pflegte er in weinerlichem Tone Schüler anzureden, die ihm Veranlassung dazu gaben.

Sein Unterricht war oft höchst eigenartig. Er dozierte offenbar wörtlich Auswendiggelerntes aus einem Schmöker, aufgeputzt mit Phrasen, die ihm in jahrelanger Praxis zur zweiten Natur geworden waren und bei jedem Thema mit tödlicher Sicherheit wieder auftauchten. Er unterließ es sogar niemals, die einzelnen Kapitelnummern zu erwähnen: „Zweitens der Löwe, ein überaus blutdürstiges Ungeheuer, aber der Jäger, der seines Schusses sicher ist, braucht sich nicht vor ihm zu fürchten . . ."

„Drittens der Tiger, ein überaus blutdürstiges Ungeheuer, aber der Jäger, der seines Schusses sicher ist . . ."

„Viertens der Léopard (erste Silbe betont), ein überaus blutdürstiges Ungeheuer, aber der Jäger . . ."

„Elftens der Affe . . . usw. — Es wird erzählt, daß sich die Affen vor den Jägern auf die Bäume flüchten und die Verfolger mit Kokosnüssen schmeißen. Aber das glaub' ich nicht. Die armen Tierchen werden in ihrer Angst wohl was fallen gelassen haben. . . ."

„Zwölftens der Fuchs . . . usw. — Das ist en schlaues Tier. Man könnte en ganzes Buch über ihn schreiben, so listig ist sein Verstand. Nur ein Beispiel. Las ich da neulich in einer alten Naturgeschichte eine überaus schöne Schilderung von seiner Schlauheit. Ich will sie euch vorlesen. Ich habe das Buch bei mir. Es heißt da im Kapitel ‚Vom

Fuchsen' auf Seite 34: ‚Eine große Überlast hat er von denen Flöhen, die ihn sehr quälen, dann nimmt er einfach ein Stück Holtz in das Maul und gehet rückwärts in das Wasser. Die Flöhe denken, vorne wird es wohl noch trocken sein, lauffen also per Gewalth auf seinen Kopf und allmählich auf das Holtz, um sich zu salviren, dann läßt er es schnell los, und die Flöhe segeln davon wie Matrosen auf einem Kriegsschiff und suchen sich am andern Ufer eine neue Heymath."

Wer es nicht glaubt, kann es ja mal an sich selber probieren.

*

Orlik

Auf dem Stundenplan steht wieder einmal Naturgeschichte.

„Der Fisch", beginnt Papa K. „Da ist zunächst der Schellfisch, das is en leckerer Fisch, einer ißt en gern mit Buttersauce, en anderer lieber mit soner weißen Sauce. Ich esse ihn am liebsten mit Buttersauce."

„Der Aal, der Aal", rief die Klasse. „Von dem hab' ich euch ja schon emal erzählt", erwiderte Professor K. „Erzählen Sie es doch noch einmal, Herr Professor, bitte, bitte!", rief die Klasse. „Nu ja", sagte Papa K. „Da bin ich emal in den Ferien mit en paar Kollegen an die Mosel gegangen. Wir kamen in ein Wirtshaus, da stand angeschlagen: ‚Heute frischer Aal'. ‚Den müssen wir essen', sagten meine Kollegen. ‚Ich mag en nich gern', sagte ich und nahm mir was anderes. Es war ene Freude, zu sehen, mit was für einem Appetit meine Kollegen einhauten und die ganze Portion Aal verzehrten. Anderen Tags hatten wir uns zum Frühschoppen bei Hamspohn verabredet. Ich war Punkt zwölf Uhr da, wer aber nicht kam, das waren die anderen; bis auf einmal um halber eins steht da der Kollege X. vor mir, ganz grün und gelb im Gesicht, er schlägt mit der Faust auf den Tisch und sagt: ‚Zum Teufel noch emal mit dem verdammten Aal'!"

„Jetzt kommen wir an den Stockfisch. Von dem weiß mer oft nicht, wo er her ist. Einer ißt ihn gern mit Buttersauce, der andere wieder mit soner Zwiebelsauce. Ich mag ihn lieber mit Zwiebelsauce."

In dieser Weise wurden sämtliche Fische vorgenommen von der Kieler Sprotte bis zum Steinbutt, von der Ölsardine bis zum Walfisch, von dem die Hauptsache war, daß er lebendige Junge zur Welt bringt. Durch diese Art von praktischem Anschauungsunterricht lernten wir bald die gesamte eßbare Fauna der Flüsse und der Meere kennen.

Von den wilden Landtieren wußten wir nur, daß sie einem nicht gefährlich werden konnten, wenn man ein tüchtiger Jäger war, der seines Schusses sicher ist.

DAS GROSSE KÖLNER KARNEVALSFEST VOR HUNDERT JAHREN[1])

Von

JOHANN KONRAD FRIEDERICH

Der Karneval war herangekommen, der dieses Jahr (1824) mit einer ungewöhnlichen Pracht gefeiert werden sollte, und zu dem man ganz außerordentliche Vorkehrungen traf; eine eigene Kasse wurde errichtet, in welche sehr ansehnliche Beiträge flossen. Über sechs Wochen hatte man mit den Vorbereitungen zugebracht und eine ganze Kompagnie Funken (so wurden die alten kölnischen Stadtsoldaten, wahrscheinlich wegen ihres martialischen Aussehens und ihrer niederschmetternden Blicke, genannt) angeworben, aus der gemeinschaftlichen Kasse verköstigt, besoldet und uniformiert. Es waren lauter Leute aus der Klasse der Taglöhner, die sich diesen Extraverdienst wohl gefallen lassen konnten. Bei dem Wirt Hennes in der Komödienstraße hatten sie ihr Hauptquartier. Diese Helden schienen aus dem verwichenen Jahrhundert, samt Perücken, Zöpfen und Haarbeuteln, wieder auferstanden zu sein. Die Honoratioren hatten ihren Sitz in dem Weinhaus zur Hölle aufgeschlagen, wo die Beratungen und das Einstudieren der Gesänge stattfand. Man wußte aus den Karnevalszeitungen, daß die Prinzessin Venetia Italiens reizende Gefilde verlassen habe, um ihre Verlobung mit dem in der alten Colonia Agrippina residierenden Helden Karneval zu feiern. Vierzehn Tage lang kamen täglich Kuriere und Stafetten an, welche die allmähliche Annäherung der Ersehnten verkündeten. Endlich kamen an einem Sonntag nicht weniger als vierundzwanzig Kuriere Schlag auf Schlag, welche die nahe Erscheinung des prächtigen Gestirnes anzeigten. Einige Tage vorher war schon ein Teil ihrer Suite in zwei- und vierspännigen Wagen angekommen, bestehend aus Küchen-, Keller- und Stallmeister, Mundschenken usw.; zahllose Haufen des freudetrunkenen Volkes hatten sich am kaiserlichen Hotel, wo die Erlauchte absteigen sollte und dessen Erleuchtung am hellen Tage den Glanz der Sonne verdunkelte, in solchen Massen eingefunden, daß nicht mehr durchzukommen war; hier hatten die Funken eine Ehrenwache, vierundzwanzig Mann stark, bezogen. Der Donner der Kanonen verkündete endlich die Ankunft der Prinzessin bei dem „Toten Juden" (so wird ein Ort in geringer Entfernung von Köln genannt). Die Begeisterung der ihr entgegenmarschierenden Funken steigerte sich in so hohem Grad, daß sie wirklich Feuer zu sprühen schienen, ihre Zöpfe wackelten, und ihre Bärenmützen freudig zitterten. Gardekürassiere mit goldstrahlenden Sonnen auf der Brust eröffneten den Zug; hinter ihnen kamen mehrere vierspännige und endlich ein wohlverschlossener sechsspänniger Wagen, in welchem die Gefeierte, der Menge unsichtbar, verweilte. Ihr zahlreiches Gefolge war ebenso burlesk, als echt welsch und komisch prächtig; vorzüglich aber waren es die Küchen- und Speisewagen, die durch ihren reichhaltigen Inhalt von Riesenbretzeln, kolossalen Kuchen, Gänsen, welschen Hahnen, Enten, Runkelrüben und Sauerkohl, Butter- und Mehltöpfen, Zwiebeln, Knoblauch und zehn Ellen langen Würsten alle Gaumen wässern, alle Zungen lüstern, alle Magen hungrig und alle Nasen schnüffelnd machten. Auch ihre silberne Klistierspritze von Pappe, von der Größe einer achtundvierzigpfündigen Kanone, erregte allgemeines Aufsehen, und häufig hörte man unter dem Volk:

[1]) Aus: Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. 3. Band. Tübingen 1849. Wieder abgedruckt in: Johann Konrad Friederich, Ein vergessener Schriftsteller. Von Friedrich Clemens Ebrard und Louis Liebmann. Frankfurt a. M. 1918.

aber was muß die welsche Prinzessin für ein ungeheures ....loch haben! — Den Zug schloß abermals eine Abteilung Sonnenkürassiere und Funken und eine zahllose Menge zu Fuß, zu Pferd und in Wagen.

Den kommenden Morgen war mit Tagesanbruch schon die ganze Stadt in Alarm, alle Straßen wimmelten von Volk, besonders aber war es der Neumarkt, wohin alles strömte. Auf den höchsten Giebeln der Dächer, auf den Schornsteinen, auf der Kuppel der Apostelkirche, sogar auf dem eine Ohm haltenden Knopf derselben saßen die Zuschauer, gleich Sperlingen, und auf den Zweigen der Bäume, welche den großen Platz umgaben, saßen so viel affenartige Jungen und Alte, daß man sich in die Mitte Afrikas hätte versetzt glauben können. Der ganze Platz, dessen innern Raum die Funkenpolizei gehörig frei hielt, war von Karossen und Wagen aller Art, voll maskierter und unmaskierter Herren, umgeben. Die Zahl der Fremden, von denen viele selbst aus Frankreich und den Niederlanden herzugeströmt kamen, war ungeheuer. Gegen elf Uhr deutete endlich eine allgemeine, dem durch Sturm aufgeregten Meere gleichende Bewegung die Annäherung des hochgefeierten Königs Karneval an, und im höchsten Glanz näherte sich dessen prächtiger Zug, den chinesische Mandarinen, musizierende Derwische zu Pferd, ein Reichsherold und der Funkengeneral mit seinem Adjutanten auf demselben Pferde und die heilige Schar der Funken eröffneten, und wo vier Marketenderinnen auf einer Riesengans, einem dito Hahn, Storch und Truthahn ritten. Sodann kam der Reichsfähnrich zu Pferd, eine ungeheure Fahne schwenkend; ihm folgte der Zigeunerhauptmann Bassamaderemsky mit seinem Gefolge, Pauker und Trompeter, nebst der königlichen, einige fünfzig Mann starken Hofkapelle, samt und sonders in den heroischsten Kostümen. Das tollste Durcheinander von theatralischen und Romanpersonagen folgte nun im buntesten Gewirre: Herr und Frau Papageno, Kaspar Larifari, Falstaff, Kasperle, Jungfrau Salome, Polichinelli, Pierrots, Harlekine und Kolombinen, Scaramuzzi, Incroyables, Eulenspiegel, ein Hermaphrodit, Hänneschen, Bestevater und Marie-Sibyllchen (permanente Personagen des Kölner Puppentheaters), Ritter in Gold- und Silberharnischen, ungeheure Riesen, Zwerge, der ganze griechische Olymp usw. Held Karneval selbst kam auf einem einen goldenen Delphin vorstellenden, mit acht Pferden bespannten

Daumier — Amor übt zum Maskenball

Wagen angefahren; er strotzte von Gold und Edelsteinen, und die Pferde sowie seine Zeremonienmeister, Hofnarren, Läufer usw. waren alle auf das prächtigste geschmückt. In den vielen ihm folgenden sechs- und vierspännigen Wagen saßen seine Minister, Hofjunker, Pagen und anderes Hofgesindel. In gestrecktem Galopp fuhr er an den in der Mitte des Platzes errichteten hohen und prachtvollen Thron und nahm Platz auf demselben. Kaum war dies geschehen, als ein neues Freudengeschrei, Kanonendonner, bis zu den Sternen wirbelnde Pauken und Zimbeln, schmetternde Trompeten das Kommen der holdseligen Prinzessin Venetia ankündigten, die in einem nicht minder prächtigen Zug und Gefolge, eine vom Kapellmeister Radicati angeführte Janitscharenmusik zu Pferde an der Spitze, an den Thron fuhr und Platz neben dem König Karneval nahm. Ihre nächsten Umgebungen bestanden fast aus lauter gekrönten Häuptern: da sah man Mohrenkönige, peruanische Inkas, mexikanische und marokkanische Kaiser, Dogen, venetianische Nobili, Gesandtschaften ohne Zahl, aus allen Weltgegenden und Staaten usw. Ich selbst, der bei dem Anordnungskomitee in der „Hölle" gewesen, befand mich als Fürst Ypsilanti an der Spitze der griechischen Gesandtschaft, welche Hilfe vom König Karneval zur Befreiung der Griechen vom türkischen Joch verlangte. Prinzessin Venetia, die in einem achtspännigen Wagen, welcher eine Gondel in Form eines weißen Schwanes vorstellte, angefahren, war mit Diamanten, Brillanten und Perlen übersäet, und der Ozean selbst ruhte auf dem Rücken des Schwans, den er zum Heil der Erlauchten leitete. Karneval war bei ihrer Ankunft die Stufen des Thrones herabgestiegen, und ihr huldvoll die Hände küssend, hieß er sie neben sich niederlassen. Jetzt wurden hohe Lieder angestimmt, alle Musikbanden vereinigten sich, die Kanonen donnerten wieder, tausend platzende Raketen beleuchteten die am hellen Tage nicht scheinende Sonne, und das Schmettern von hundert Trompeten verkündete der erstaunten Welt die Vereinigung beider allerhöchsten Personagen. Der Bannerrat von Köln hatte die Ehre, ihnen den Ehrenwein zu präsentieren, die Hofnarren neckten weidlich und etwas derb die Hofdamen. Man stimmte das eigens zu dieser Feier komponierte Lied: „Herbei, ihr Kölner Leute" an, und endlich gab der König das Zeichen zum Aufbruch. Er bestieg nun mit der Braut den goldenen Delphin, dem der Ozean auf dem Schwan folgte. Beide Züge vereinigten sich und setzten sich in Bewegung, um durch alle in italienischer Weise mit Teppichen, Triumphbogen usw. geschmückten Hauptstraßen zu ziehen. Erst als das Gestirn des Tages untergegangen, war der Umzug beendigt. Man ruhte nun wenige Stunden aus, um sich zu den neuen Strapazen und Freuden, welche die kommende Nacht bringen sollte, zu stärken. Diese bestanden in einem Ball in dem ungeheuren Saal des Kölner Kaufhauses: der Gürzenich genannt. Auf beiden Seiten waren erhöhte Sitze angebracht, von denen man das bunte Gewühl übersehen konnte. Ein prächtiger Thron für das königliche Paar war an einer andern errichtet. Nach zehn Uhr kam der ganze Zug zu Fuß, in derselben Ordnung, wie er am Tag durch die Stadt gezogen war. König Karneval eröffnete den Ball mit der Prinzessin Venetia, worauf er ohne Unterschied mit allen Ständen tanzte, um die Gleichheit des Tages zu ehren. Hymnen wurden angestimmt, alle überließen sich der heitersten Laune und jubelten bis zum anbrechenden Tag. Keine der italienischen Karnevalsfeiern, denen ich beigewohnt, hatte ein so imponierendes Ensemble, wie diese in Köln. Ein Kaufmann Zanoli war der Held Karneval und ein junger Oppenheimer, Sohn eines reichen Bankiers, machte die Prinzessin Venetia und war mit allem Schmuck, den er von seinen Verwandten und Bekannten entliehen, beladen.

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Bedeutung der Auktionen

Immer mehr werden die Auktionen zum Angelpunkt des Kunsthandels. Was die Händler, besonders die Buchantiquare im privaten Einzelhandel verkaufen, bleibt weit hinter den Auktionsumsätzen zurück. Ob das so gut oder schlecht ist, mag ununtersucht bleiben. Die Tatsache besteht, daß die Auktionen in unserem verarmten Land mehr Käufer anziehen als das schönste billige Lager. Die Rekordatmosphäre des Auktionssaales, das Sportmäßige des Überbietens, der ernsthafte Wettbewerb um den Besitz, die Spannung des „zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten" und die Auflösung durch den Zuschlag mit dem Hammer, dem die sinnlich wahrnehmbare Entspannung folgt, tragen stark zur wachsenden Bevorzugung des Auktionskaufes bei. Erstaunlich ist es beim Überblick über die vielen Sammelgebiete, wie sehr doch der Einfluß von Seltenheitswert und ästhetischem Wert bei der Preisbildung voneinander abweichen. Bei Briefmarken ist das Kriterium der Schönheit ganz außer allem Betracht, bei Münzen kann eine unansehnliche Münze ihrer Rarität wegen sehr teuer sein, z. B. ist im Katalog von Ball ein Vierteltaler aus Glatz von 1541 mit 500 M. geschätzt. Bei Büchern ändert sich die Bewertung danach, ob es sich um unillustrierte oder illustrierte Bücher handelt. Hervorragende Illustrationen werden wesentlich nach ihrem Schönheitswert geschätzt, und selbst in größeren Auflagen gedruckte Werke solcher Art sind teuer, weil eben viele Sammler sie ihrer Schönheit wegen haben wollen und sie durch diese Nachfrage wieder selten werden. Bei Graphik bestimmt ebenso wie bei Gemälden und Plastiken doch wohl wesentlich der reine Kunstwert, unterstrichen vom Raritätswert, den Preis.

Das rechtzeitige Erkennen des noch nicht zur Mode gewordenen Kunstwertes eines Werkes macht das Genie des großen Sammlers, während das Talent des Aufstöberns und Findens nicht zu verachten, aber nachgeordneter Natur ist. Wenn Wilhelm von Bode die großen Schätze unserer Museen zusammenbringen konnte und den deutschen Sammler glückhaft beriet, so hatte er nicht nur Instinkt, unerkannte Werte zu finden, von denen der Besitzer nichts verstand, sondern vor allem die Fähigkeit, Meisterhaftes zu sehen, wo sonst niemand etwas sah. Groteske Preissteigerungen gaben ihm recht bei seinen Käufen, die er vor allem auf Auktionen vornahm. Schon vor 50 Jahren begann Bode auf namenlosen kleinen Auktionen Meisterwerke zu finden, bevor sie den weiten, verteuernden Weg der Mode nach durch den Handel und die Sammler zurückgelegt hatten. Ein Franz Hals, in London von Bode für 130 Pfd. Sterl. gekauft, brachte dem Besitzer Gumprecht 1918 über 15 000 Pfd. Sterl.; Donath erzählt, daß Bode für Prof. von Kaufmann zum Preise von 110 (einhundertundzehn) Mark die beiden Flügelbilder Gerard Davids gekauft hat, die bei der Auktion Kaufmann 1917 rund 75 000 Goldmark brachten. Bode hatte für Kaufmann auch eine Madonna von Lucas van Leyden für 90 (neunzig) (nicht neunzigtausend) Mark gekauft, die dann 1917 mit über 100 000 Goldmark bezahlt wurde.

Die erste Ausstellung von Gemälden aus Berliner Privatbesitz im Jahre 1883, die fast lauter auf Bodes Anregung hin gekaufte Werke zeigte, war ein überwältigender Erfolg Bodes, der aus dem Kreis der ihm ergebenen Sammler den Verein der Museumsfreunde bildete, der die Geldmittel für die besten Werke des Kaiser-Friedrich-Museums aufbrachte, wo Bode sich ein Denkmal aere perennius gesetzt hat.

Bilder

Das Endergebnis der Versteigerung der großen *Sammlung Castiglioni* war eine heftige Enttäuschung; es blieb doch weit hinter den Ankaufspreisen zurück. Cerevellis Madonna mit dem Kind erzielte 61 000 Gulden, ein Correggio (16) 80 000 Gulden. Das wichtigste altdeutsche Bild, ein Kölnisches Tryptichon, 40 000 Gulden, die altfranzösische, Nicolaus Froment zugeschriebene Tafel 154 000 Gulden, das Selbstbildnis Joos van Cleefs 88 000 Gulden. Das sehr schöne Herrenbildnis Rembrandts von 1635 wurde für 214 000 Gulden ersteigert.

Auch die Preise für die Bilder der *Sammlung Tucher* waren nicht erschütternd. Das Marienbild des Bernardo Pinturicchio (gest. 1513) brachte 12 500 M., das frühe Sieneser Marienbild 7100 M. Eine neue Vorliebe für die Kunst der italienischen Primitiven läßt diese Werke im Preise steigen.

Bei *Lepke* wurden im November gezahlt für:

Morettos „Bildnis des Francesco Malacrido"	9 000 M.
„Die Beweinung Christi" des Memling Nachfolgers	8 500 „
Tintorettos Skizze für das Lübecker Bild „Auferweckung des Lazarus"	6 000 „
„Krönung Mariä" von Giovanni Mansueti	5 900 „
„Maria mit Kind und Hl. Bernhard" des Marco d'Oggione . . .	5 000 „

Die mittleren Qualitäten wurden etwa wie folgt bewertet:

Philipps Wouverman „Reiter in Landschaft"	3 400 M.
Abraham Bloemert „Das goldene Zeitalter"	2 000 „

Graphik

Von der großen Boerner-Auktion Ende November sind einige Resultate hervorzuheben:

Cranachs Holzschnitt „Christus und die Samariterin" ging für 320 M. nach London, „Der von Dämonen geplagte Hl. Antonius", ein Hauptwerk des Meisters, für 640 M. nach Genf. Erst bei Dürer begannen die hohen Preise. Für das schönste Stück der Auktion, ein sehr gut erhaltenes Exemplar von Dürers „Ritter, Tod und Teufel", wurden 10 000 M. gezahlt (Schätzung 5000 M.). Das Blatt kam nach Österreich. Weiter wurden für Dürer gezahlt: „Geburt Christi" 4000 M. (Frankfurt), „Maria mit der Birne" 3000 M. (Wien), „Wirkung der Eifersucht" 2650 M. (London), „Der Traum" 1700 M., „Der hl. Hieronymus im Gehäus" 1100 M.

Von Dürers Holzschnitten brachten „Die apokalyptischen Reiter" 2100 M. (London), „Das Abendmahl" 660 M., „Die Grablegung" 670 M.

Weiter wurden bezahlt: für den „Bannerträger von Unterwalden" von Graf 2600 M. (Schweiz), für den „Bannerträger von Chur" von Graf 2600 M. (Wien), Montegnas „Grablegung" 6000 M., Montegnas „Christus in der Vorhölle" 1600 M.

Sehr hoch wurden die seltenen Blätter des Meckenem bezahlt: „Tanz der Tochter des Herodias" 4100 M., ein zweites Exemplar desselben Werkes 4000 M., „Passion" 2350 M.

Die Preise für *Rembrandts* häufiger vorkommende Blätter blieben z. T. stark hinter den Schätzungspreisen zurück. Die Hauptwerke wurden wie bei Dürer sehr hoch gesteigert: „Ephraim Bonus" 3750 M., „Jan Lubma der Ältere" 3000 M., „Die drei Hütten" 2700 M. (Germanisches Museum), „Landschaft mit dem Zeichner" 1850 M., „Anbetung der Hirten" 1800 M., „Selbstbildnis" 1250 M., „Hagars Verstoßung" 1100 M.

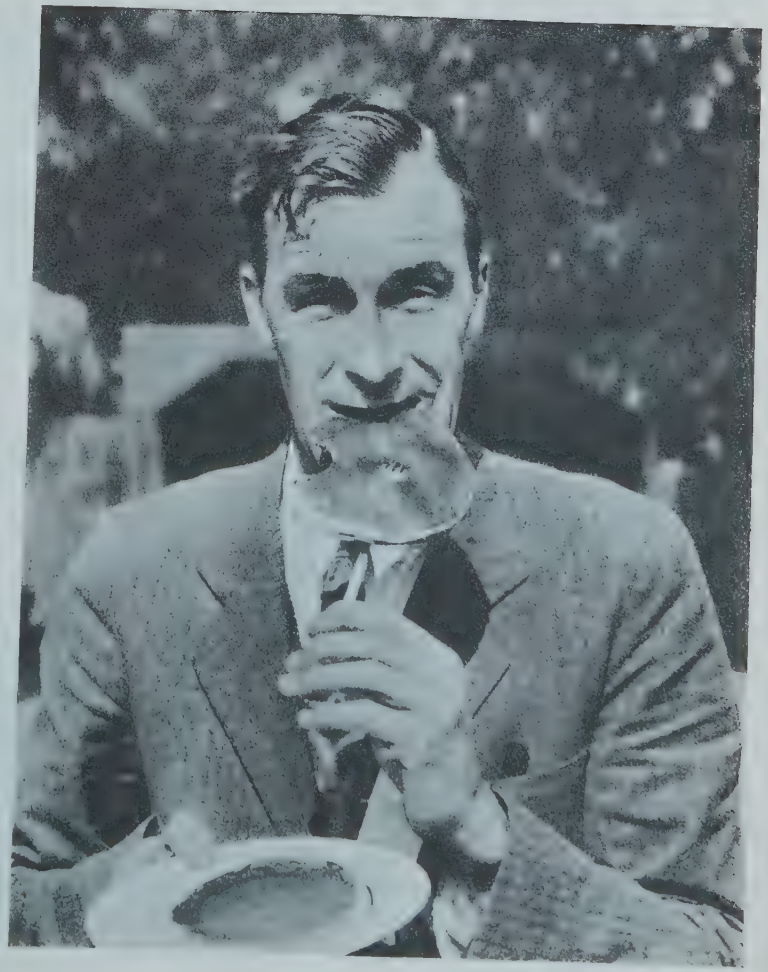
Photo Ernst Schneider, Berlin

Joséphine Baker

Künstler beim Studium

Wide World Photo

Ein begeisterter Saxophon-Spieler in luftiger Höhe



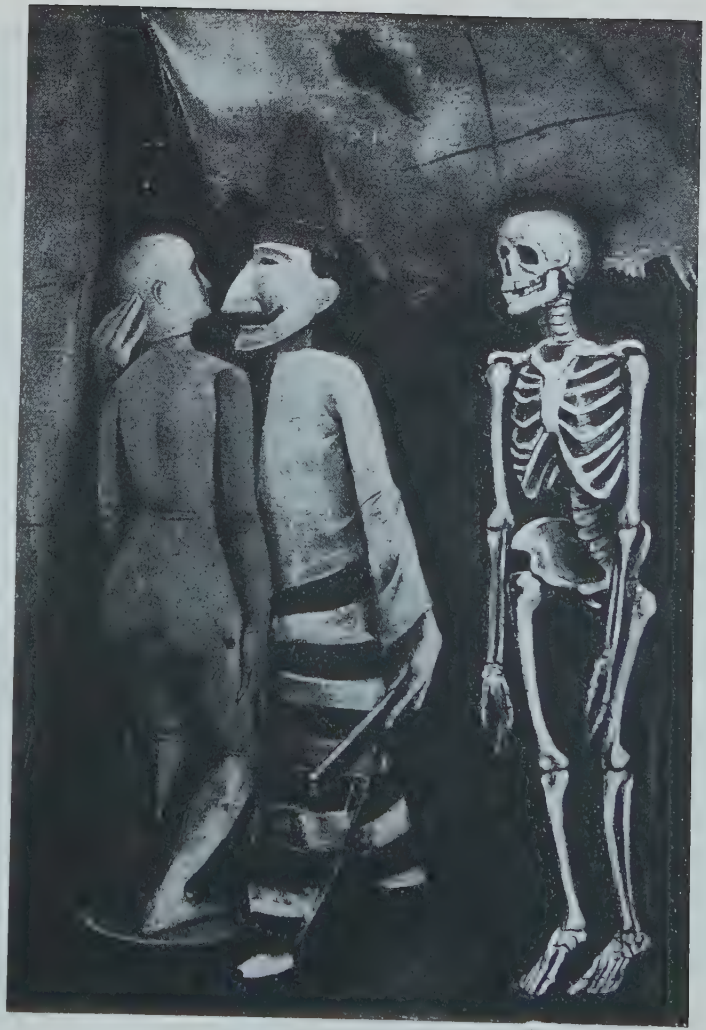
Wide World Photo

Training zum Wettessen

Wide World Photo

Die Zigarette

Bologna, Pinakothek
Raffael, Die Heilige Cäcilie



Galerie Flechtheim
Carl Hofer, Yellow Dogs Blue

Skulpturen

Aus der Sammlung Tucher wurden einige Stücke gut verkauft: das Terrakottarelief des Benedetto da Majano (gest. 1497) brachte 7000 M., die Magdalenenbüste in der Art Benedettos 5500 M. Das Donatello-Relief „Madonna mit dem Kind" blieb unverkauft.

Bücher

Frühdrucke: Auf der Auktion 9 bei Götz in Hamburg war lebhaftes Interesse für deutsche Erstausgaben: Brentanos „Gockel, Hinckel, Gakeleia" mit den 14 Lithographien von Strixner brachte 180 M., die Goethe-Ausgabe letzter Hand 145 M., die Werke E. T. A. Hoffmanns mit sämtlichen Kupfern 410 M., desselben Schriften mit Federzeichnungen von Hosemann 200 M. (sehr billig).

Am 14. Dezember fand bei Paul Graupe wieder eine international bedeutsame Inkunabel-Auktion statt. Solche Qualitäten waren in einer solchen Menge lange nicht auf den Markt gekommen. Demnach war auch das Ergebnis ein sehr gutes. Überallher waren die großen Händler und Sammler gekommen, um der Auktion beizuwohnen und sich die sie interessierenden Stücke zu ersteigern. Nachfolgend ein paar Preise, die das beste Bild von der Auktion geben:

Ulmer Aesop, 1576	45 000 M.
Mandeville, Reise nach Jerusalem, Augsburg 1481, brachte . . .	24 500 „
Biblia pauperum, 1460	21 000 „
Hypnerotomachia Aldus, Venedig 1499	4 900 „
Dante, 1. illustrierte venezianische Ausgabe	2 150 „

Illustrierte Bücher

Bücherstube Hans Götz, Hamburg, Auktion 9. Für illustrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts wurden gute Preise gezahlt: Rousseau, 17 Lederbände der Zeit, 850 M., „Contemporaines", 42 Bände mit 283 Kupfern, 600 M., Folio-Shakespeare in 9 Maroquinbänden mit 96 Kupfern 770 M. Der Gil Blaß mit den Holzschnitten von Gigoux auf starkem Papier 125 M., Lichtenbergs Erklärungen zu Hogarth im Erstdruck 115 M.

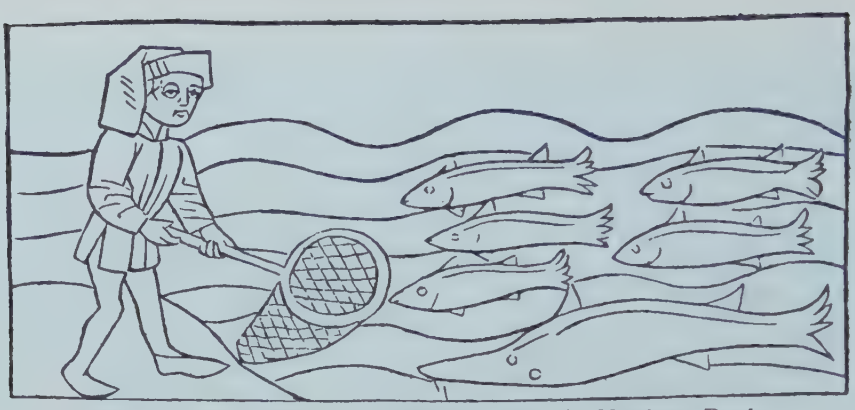
Die illustrierten Bücher bei Graupe am 16. Dezember gingen nicht so gut fort. Für die illustrierten Werke des 19. Jahrhunderts war wenig Interesse vorhanden, die Werke des 18. Jahrhunderts erzielten höhere Preise. So brachte ein Lafontaine von Oudry illustriert 6000 M.

Porzellan

Die Sammlung Buckard wurde bei Cassirer-Helbing öffentlich zu guten Preisen verkauft: Die Meißner Freimaurergruppe von Kaendler brachte 9100 M. Für den Meißner „Ungarn", vielleicht von Reinicke, wurden 4300 M. gezahlt, für das Meißner Butterfäßchen mit Herold-Malerei 1750 M. Für die Höchster Freimaurergruppe gab man 4500 M., für die Nymphenburger Ausruferin Bustellis 3500 M., für die beiden Frankenthaler Figuren Pierot und Columbine 3600 M. Für die in Steingut nach dem Melchiorschen Modell entworfene Dammer „Mode-Gruppe" wurden 1400 M. gezahlt.

Teppiche

Von den Teppichen aus der Sammlung Tucher bei Cassirer-Helbing brachten ein Ispahan (7,60×3,20), 17. Jahrhundert, 41 000 M.; andere gute Teppiche 2—5000 M.; ein gotischer Vorhang 15 000 M. — In Paris brachten Handrische Teppiche 27 000—35 000 Franken.



Holzschnitt aus: Zwiesprach der Tiere 1480. Verlag der Münchener Drucke.

Münzen

Die Münzauktionen des Januar zeigten, daß doch jetzt viel gutes Material auf den Markt kommt. Die bedeutendste Auktion dieser Art fand bei Ball in Berlin statt. Es lohnt sich, auf einige Stücke, die mehr als reinen Sammelwert haben, aufmerksam zu machen, so auf ein Kleinod von 1502, das in Klippenform Maximilian I. zeigt und eine Arbeit von Hans Mieris ist. Eine silberne Medaille mit dem Brustbild Karls V. von Hans Bolsterer hatte schon im Jahre 1905 2000 M. gekostet. Ein herrlicher Golddukaten von Magdeburg zeigt Otto I., zu Pferde, nach rechts reitend. Ein anderer Magdeburger Taler von 1622, „Hurenkarrentaler" genannt, stellt auf einem Wagen Venus mit den drei Grazien dar. Besonders schön war eine in Birnenholz geschnittene Medaille von Boy, dem Mitarbeiter Schadows, mit dem Bildnis des Tobias Christoph Feilner. Eine Münze aus alchimistischem Silber erregte besonderes Interesse. Sie ist mit dem ganzen Arsenal alchimistischer Symbolik von Franz II. von Sachsen-Lauenburg geprägt.

Autographen

Eine besonders interessante Sammlung von Autographen wird nach längerer Zeit wieder in Berlin von der Firma Stargardt Anfang Februar versteigert werden. Diese Sammlung ist deswegen beachtlich, weil sie beliebte und hoch bezahlte Namen enthält und viel unveröffentlichtes Material von literatur- und kulturgeschichtlicher Bedeutung an die Öffentlichkeit bringt.

Hurenkarrentaler 1622. Münzauktion Ball

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

EMIL WALDMANN, Griechische Originale. Leipzig, Verlag E. A. Seemann.

Nur Originale oder Torsi von Originalen sind in diesem Werk auf 204 Tafeln gesammelt, nichts von dem, was Kopisten und Restauratoren, und sei es aus noch so früher Zeit und noch so gut, hinzugefügt haben. Es entsteht so zum ersten Male ein in wirklichem Sinne unverfälschter und umfassender Eindruck von dem, was griechische Skulptur ist. — Die Erläuterungen zu den Tafeln geben eine kurze Ikonographie und die zugehörige Literatur. Sonderbar ist es nur wieder, daß in einem sonst so klugen Buch der Autor behauptet, daß innerhalb der historischen Reihe die Vorstufe, der Wertfrage nach, hinter dem Vollendeten zurückstehe; als wenn nicht diese Werttheorie die mögliche Vollendung in jedem historischen Momente überschlüge zugunsten eines willkürlichen Vollendungsmomentes als eines erreichbaren Kunstziels, das als „klassisches Ideal" gerade in der griechischen Kunst jede unmittelbare Empfindungswirkung außerhalb dieses Kanons vernichtet hat!

ROM, VON DR. JAKOB RABUS. Eine Münchner Pilgerfahrt im Jubeljahr 1575. Verlag der Münchener Drucke, München 1925.

Eine gute Idee, die rombegeisterte Schrift des bayerischen Pilgers Rabus von 1575 gerade in diesem Jahre zum erstenmal zum Druck zu bringen, nachdem schon Pastor in seiner großen Geschichte der Päpste das Manuskript intensiv für die Darstellung des dreizehnten Gregor verwertet hat. Die aus einem fremden Buch (dem zeitgenössischen Romführer le cose maravigliose dell'alma città de Roma von 1588) übernommenen Holzschnitte bilden eine gelungene stilgerechte Ergänzung dieser unmittelbar erregten Reisebeschreibung.

FRIEDRICH CORNELIUS. Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus. Ernst Reinhardt Verlag, München.

Die Untersuchungen über den Rhythmus der Geschichte führen zu der Aufstellung einer Periodizitätslehre, nach der im dreitausendjährigen Turnus einer „beruhenden" Kultur eine „übersinnliche" folgt, die von einer „dynamischen" abgelöst wird, um nach dieser wieder den Kreislauf mit einer „beruhenden" zu beginnen.

Es ist mehr die versteckte Hegelei minderen Niveaus als die Abhängigkeit von Spengler, Frobenius und anderen Vereinfachern, die dieses Werk bedenklich erscheinen läßt. Die erzielte Hypothese scheint nur eine Vergewaltigung der unendlich vielen individuellen historischen Tatbestände zu sein, ohne daß die Individualität eines neuen höheren Einzelwesens, sei es Gesetz oder Geschichtstype oder sonstwie genannt, evident würde.

LEO LANIA, „Gruben, Gräber, Dividenden". Malik-Verlag, Berlin.

Zusammenhänge von Arbeit, Tod und Geschäft. Die Romantik der bürgerlichen Lüge ist abgelöst durch die Phantastik der unwahrscheinlicheren, unmenschlich gemeinen menschlichen Wahrheiten. Flucht in die Metapher wird verabscheut, dafür geschieht der Vorstoß in die Sachlichkeit der enthäuteten Tatsachen. Dieser Mut, wenn auch Flucht nach vorne, schafft das gemäßere Glück der radikalen Aktivität. Der Vater schlägt auf den bürgerlichen Tisch und fragt: Cui bono? Der Sohn antwortet: den Menschen. Der Skeptiker lacht sich krumm und die Weltgeschichte bleibt schief.

ARTHUR SINGER. Der Kampf Roms gegen die Freimaurerei. Leipzig, Ernst Oldenbourg.

Keine Streitschrift, sondern eine sachlich geschichtliche Arbeit, die den Kampf der Freimaurerei seit Gründung der ersten Großloge in London gegen Rom behandelt und durch ihre politischen und kulturgeschichtlichen Verknüpfungen als Kulturdokument von allgemeiner Wichtigkeit ist.

H. H. HOUBEN, Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten alten Zeit. H. Haessel Verlag, Leipzig.

Eine Fülle von Zensur-Fällen, von denen man nur sagen kann, daß die Art ihrer Erzählung den Titel lebendig macht.

LEONARDO DA VINCI, Traktat von der Malerei, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Der Traktat ist eine Kompilation, der Versuch, Verlorengegangenes aus den Notizen Leonardos wiederherzustellen nach dem besten Versuch der Bibliothek Urbino, heute Codex 1270 der Vaticana, nach Mancis Versuch 1817 endgültig exakt 1882 von Heinrich Ludwig herausgegeben und übersetzt, jetzt erneuert. Aktuell ist heute der polemische Teil gegen die Literaten, aufregend der Kampf gegen Michel Angelo. Das Theoretische über Malerei für den Kunstmenschen überzeugend, weil hier Erfahrungen brauchbar technisch-mathematisch und nicht gefühlsmäßig wolkig ausgedrückt werden. Das Malerische ist immer richtig, mag auch das Physikalische überholt sein.

MAX DVORAK, Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck. Piper & Co. Verlag, München.

Die Neuherausgabe des „Rätsels" nach 20 Jahren zeigt nur, daß dieses immer schon schwer zugängliche und seit langem vergriffene Werk heute unentbehrlich ist, nicht nur als kunstgeschichtliches Standardwerk über einen nie wieder so gründlich behandelten Gegenstand, sondern was wichtiger erscheint, als Gegengewicht gegen die von stets gebrauchsfertiger Einfühlung begleiteten neueren Publikumsbücher.

PAUL WESTHEIM, Oskar Kokoschka. Paul Cassirer Verlag, Berlin.

Wenn schon über jüngere, lebende Künstler Monographisches erscheinen soll, so liegt der Wert solcher Arbeit weit mehr im Material als im Kritischen, da es notwendig an Entfernung, also an Perspektive fehlt. So auch hier. Man gerät allzuleicht ins Lyrische. Das Bildermaterial zusammengebracht zu haben, ist ein bedeutendes Verdienst.

DAS WERK DES VITTORE CARPACCIO. Ausgewählt und dargestellt von Wilhelm Hausenstein. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Wenn auch die subjektivistische Schreibart nicht jedermanns Sache sein mag, wesentlich ist, daß die Einführung empfänglich machen will zum Genuß der 76 Tafeln, auf denen mit gutem Instinkt die entscheidenden Werke Carpaccios abgebildet sind, um, wie es der Zweck des Buches ist, dem die Kunst nur unmittelbar liebenden Menschen zu dienen.

RUD. H. BARTSCH. Eine altwiener Geschichte von der verdammten Seele des Herrn Kläuser. Mit Bildern von Hans Alexander Müller.

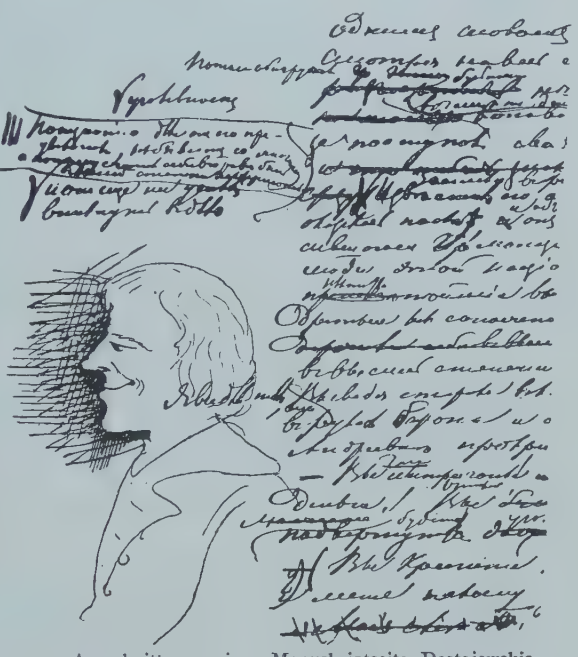
Da nun einmal dieser leicht angekitschte Wiener Ton echter ist als alle widersetzliche Intellektualität, so gelingt Bartsch die durch den Gegenstand gezeugte Romantik aufs beste.

ROMLANDAU, „Der unbestechliche Minos“. (Harder-Verlag, Mannheim.)

Dieses Buch ist von einem Manne geschrieben, der selbst ausübender Künstler —Bildhauer — ist und im Nebenberuf Kritiker an einer Berliner Tageszeitung war. Als solcher hatte er Gelegenheit, in den Nachkriegsjahren die Ausstellungen lebender Kunst in Berlin zu studieren. Reisen nach Italien und in seine polnische Heimat gestatteten ihm einen Überblick über das Kunstschaffen in diesen Ländern. Beachtenswert vor allem ist der Aufsatz über die Kunsthändler, wohl zum erstenmal, daß die deutschen Kunsthändler einer Kritik unterzogen wurden:

(„Über den Wässern der deutschen Kunsthändler schwebt Gott Vater Cassirer, S. Majestät unter den deutschen Kunsthändlern: Der Mann mit der größten Erfahrung und nicht dem schlechtesten Geschäftssinn.“ — „Ist Cassirer der mächtigste, so ist der rheinische Alfred Flechtheim zweifellos der amüsanteste unter den deutschen Kunsthändlern“ usw.)

Das Buch ist außerordentlich schön illustriert, enthält es doch fast 200 schwarzweiße Abbildungen und 16 Farbtafeln und ist summa summarum das amüsanteste Werk über die Kunst unserer Zeit. Es ist geschmückt mit dem Bildnis Landaus, Lithographie von Emil Orlik, der mal neue 99 Köpfe rausgeben sollte.



Ausschnitt aus einer Manuskriptseite Dostojewskis
Verlag R. Piper, München

ROBERT HOHLBAUM. Die Herrgotts-Symphonie. Eine Bruckner-Novelle. Mit 4 Lithographien von Karl Stratil.

Die unversönliche Temperaments-Diskrepanz, Bruckner und Hugo Wolf, ist ins anschaulich Novellistische erschreckend zugespitzt.

TONI SCHWABE, Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe. München 1925, Albert Langen.

Der Roman von Goethes letzter Liebe — Ulrike von Levetzow — eine sonst etwas peinliche und von Biographen gemiedene Angelegenheit, wird menschlich näher geführt, gut erzählt und ohne bedeutend zu tun, der persönlichen Wichtigkeit gemäß behandelt.

WALTER SERNER, Die Tigerin. Berlin 1925, Elena Gottschalk Verlag.

Eine absonderliche Liebesgeschichte unter Pariser Kokotten, Nutten, Juden, Dieben und Spitzeln. In einem spezifischen Jargon geschrieben, der die Lokalaura gibt und die Personen trefflich ermuntert. Mit Tempo erzählt und hastig zu lesen.

Epikon. Eine Sammlung klassischer Romane, herausgegeben von F. A. Rheinhardt. Paul List Verlag, Leipzig.

HENRY FIELDING, Tom Jones, Deutsch von Paul Baudisch.
DOSTOJEWSKI, Der Idiot, Deutsch von H. v. Hoerschelmann.
GOGOL, Die toten Seelen, Deutsch von Xaver Graf Schaffgotsch.
JEAN PAUL, Siebenkäs.
JACOBSEN, Nils Lyhne, Deutsch v. Ottomar Enking.
GOETHE, Die Wahlverwandtschaften.
GONTSCHAROW, Oblomow, Deutsch von R. v. Walther.
VICTOR HUGO, Dreiundneunzig, Deutsch von Alfr. Wolfenstein.

Diese neun Bände sind die heute denkbar brauchbarsten Ausgaben der großen Roman-Literatur. Die Zusammendrängung in je einen einzigen Band ist ein Druckerkunststück, der Satz bleibt deutlich, das Papier undurchsichtig. Ueberflüssig sind die Nachworte, besonders das unverständliche von Kassner zu den „Toten Seelen", die von Schaffgotsch zum ersten Male in sein dem vulgären Russisch entsprechendes Deutsch prachtvoll übersetzt sind. Auch die anderen Uebertragungen sind überzeugend gut, besonders die von Baudisch des „Tom Jones".

1000 Ideen zur künstlerischen Ausgestaltung der Wohnung. Herausgegeben von Alexander Koch. Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.

Die 140 Abbildungen von Innenräumen, Einzelmöbeln und allen Dingen, die man heute braucht, sind als Entwurf vor allem Ideen zur Ausgestaltung einer bewohnbaren Wohnung: nützlich, brauchbar, angenehm. Daß wir die faule Renaissance von 1880 gern zu Kleinholz machen, ist bekannt. Daß wir anständiger wohnen können als jene Generation zeigt dies Buch.

BRUNO VOGEL, Es lebe der Krieg. Ein Brief. Verlag Die Wölfe, Leipzig-Plagwitz.

Eins der tollsten Bücher deutscher Sprache. Aber weil Bruno Vogel es für richtig hielt, die allgemeinverständlichen Fachausdrücke des natürlichsten Seins wörtlich wiederzugeben, hielt es der Staatsanwalt für richtig, sein Buch zu beschlagnahmen. Zum Glück so spät, daß die Leute, auf die es ankommt, das Buch noch bekamen. Hier, wo es nicht auf ein Plädoyer für Herrn Vogel ankommt, braucht das Buch keine Verteidigung, sondern nur der Leser den Rat: Sehen Sie zu, daß Sie es zu lesen bekommen, damit Sie in den Abgründen sich und Ihr Volk erkennen.

HANS MUCH, Akbar oder der Schatten Gottes auf Erden. Einhorn-Verlag, Dachau bei München.

Ein Panegyrikus auf Akbar den Großen, den mythologisch vollendeten großen Menschen, der alles, was je an Geist, Kraft und virtus aus tausend Helden zerstreut war, in sich allein vereinte. Nach diesem Buch wünscht man sich eine historisch-kritische Darstellung dieses Kolossalmenschen und seiner Zeit.

FONTANE. Gesamtausgabe der erzählenden Schriften in 9 Bänden. Bei S. Fischer Verlag.

Wenn man Berliner Romane Fontanes wieder zur Hand nimmt, merkt man, was inzwischen vor sich gegangen ist. Aber geht man den Dingen auf den Grund, sieht man auf das Wesentliche der Unterschiede von damals und jetzt, so stellt man fest, daß diese Unterschiede lange nicht so groß sind, wie

sie scheinen. Was sich abspielt innen und außen am Kurfürstendamm, der Verkehr im Innern der Stadt, unser teures Tempo und die anderen Dinge, auf die wir stolz sind, rühren nicht so sehr an den eigentlichen Kern Berlins, der es von anderen großen Städten, wie Hamburg oder Köln, unterscheidet. Es sind mehr Größen-, weniger Wesensunterschiede zwischen damals und jetzt.

Fontane sah Berlin mit den Augen des größten deutschen Erzählungskünstlers der letzten hundert Jahre. Er sah das damalige Berlin so wesentlich, fertigte ein Bild von so wesentlichen Qualitäten, daß es wie Bilder von Steffeck trotz allem Wechsel lebendig ist wie damals. Darin besteht sein Genie, das auf lange Zeit etwas festlegte. An Plüsch, Renaissancekamin und Berliner Zimmer soll man sich nicht stören, so wenig wie an Pferdebahn und den umständlichen kleinen Dampfbooten auf der Spree.

Im Grunde ist Fontane immer noch der einzige, der Urkundliches über den Komplex Berlin gesagt hat. Er ist der einzige ernst zu nehmende Erzähler dieser Zeit, der einzige, der das Kontinuierliche der Fabel hat — der genug Atem und vor allem — noch nachträglich besonderen Dank — Substanz hat, der Erlebtes aussagen konnte, der nicht an den Hungerpfoten zu saugen hatte und den Hungrigen mit ein bißchen Gelatine abspeiste. Erheben wir keinen Anspruch auf Form: Auf Grund des traurigen Saldos, den wir ziehen müssen, können wir gern die Form vermissen, wenn die Substanz so reichlich da ist wie bei ihm. (Bei der Gelegenheit sei auf einen anderen ausgezeichneten Berliner hingewiesen, der viel zu wenig gewürdigt ist: Julius Stinde.)

Der Nachfolger Fontanes ist Thomas Mann. Aber bei diesem kann, bei allem Talent, von Fortschritt nicht die Rede sein, nur von Lübecker Variation. Fontane breitete sich mit weniger Behaglichkeit aus, sondern hatte Härte, Konsequenz der Gesinnung, Abgeschlossenheit und was sonst die Persönlichkeit begründet, die noch heute so deutlich ist wie damals. *H. v. W.*

LEWIS MUMFORD, Vom Blockhaus zum Wolkenkratzer. Eine Studie über amerikanische Architektur und Zivilisation. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.

Ein Buch, das den verhältnismäßig kurzen Weg der bisherigen amerikanischen Architektur im engsten Zusammenhang mit der Zivilisation zu betrachten unternimmt und gegen die Götzen Maschine und Mechanisierung, wie sie in der Idee der Wolkenkratzer ihre letzte Entfaltung gefunden haben, energisch ins Feld zieht. „Eine Zivilisation, die die Gebäude als bloße Maschinen auffaßt, endet damit, daß sie die Menschen zu Maschinenwärtern macht." Daß auch rein architektonisch die Hochhäuser keine Lösungen, sondern höchstens bedingte Versuche darstellen, mögen alle jene Enthusiasten, die in der Amerikanisierung unserer Großstädte das letzte Heilmittel sehen, zur Kenntnis nehmen. *C.F.R.*

BILDWERKE OST- UND SÜDASIENS AUS DER SAMMLUNG YI YUAN. Mit begleitendem Text von Karl With. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.

Ein vorzüglich ausgestatteter Katalog einer Sammlung herrlicher Kunstwerke zu einem sehr wohlfeilen Ladenpreis. Die schönen Stücke sind meist in mehrfachen Ansichten und vielen Detailaufnahmen gegeben. Eine Einleitung und Bildbeschreibungen von Karl With zeugen von fundierter Wissenschaft und lassen doch das Sinnlich-Ästhetische (ein seltener Fall) voll zu ihrem Recht kommen. *C.F.R.*

H. Bieling

MARGINALIEN

Tage mit Gerhart Hauptmann.

Der arme Hauptmann! Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Seit Jahren hat er schon keinen Kritiker mehr, der es wagt, den Mund gegen ihn aufzutun (was nötig wäre!), und jetzt findet er in der Person Hans v. Hülsens einen Eckermann, der ihn als Menschen und Dichter gefährdet. Was sage ich: einen Eckermann! Was war der doch für ein feiner Geist! Wieviel Takt und Geschmack hatte der vornehme Mann! Wie verständnisvoll anschmiegend war er, ohne an Haltung einzubüßen! Und wie konnte er schreiben! Herr von Hülsen hingegen . . .

Herrn von Hülsen ist es vor allem darum zu tun, durchblicken zu lassen, wie intim er mit Hauptmann ist, und daß er so ganz und gar zum allerengsten Kreise gehört. Es wird ihm nichts helfen. Man wird ihn trotzdem nicht pardonieren und mithineinschlüpfen lassen in die Walhalla der großen Schriftsteller. Aus welchem Jahrhundert kommt Herr von Hülsen, daß er nicht errötet, wenn er von „Musenhof" spricht, und wenn er „aus dem Wipfelrauschen des Parks" in die Halle tritt? Aber köstlich sind seine sentenziösen Aeußerungen, die Ergebnisse einer mehr betrachtsamen Stimmung: „Wenn ein Park so schnell wächst — wer will sich über ein Leben, wie das Hauptmanns, verwundern?" Kein Leser wird sich bei diesem Satze eines angestrengten Grübelns erwehren können. „Nicht nur Legendengestalten trinken ja Leben aus dem Born der Kunst: auch wirkliche Menschen werden legendär." Nicht tief; nur schief. In vollen Zügen genießt Herr von Hülsen die Einsamkeit des Hauptmannschen Landsitzes in Agnetendorf: „Alle Gedanken an die Welt versinken. Wie weit ist Berlin, Dresden, Breslau!" Besorgt fragen wir: Und wo bleibt Cottbus? Ersten Ranges ist Herr von Hülsen in seiner Wortwahl: Rom ist ihm — nein, deine Ahnung trügt dich nicht — die „Ewige Stadt", Max Klinger der „Rotbärtige Meister", Hauptmann „reist" etwa nicht, dazu ist Herr v. Hülsen viel zu fein, sondern er „schlägt sein flüchtiges Gezelt auf". Und wie könnte eine Petroleumlampe für den Klischeeschriftsteller anders sein als „traulich"? Mancherlei Hochwichtiges erfährt man aus dem

Photo J. Craven, London

Mädchen mit Ballonen

Der vom Louvre angekaufte Henri Rousseau: Der Schlangenbeschwörer

Plantagenarbeiter in Tahiti

Photo Wilhelm Uhde

Henri Rousseau in seinem Atelier

Ausstellung Galerie Flechtheim

Slg. Paul v. Mendelssohn-Bartholdy

Henri Rousseau, Bananenernte

Henri Rousseau, Der Künstler vor seiner Zollstation

Richmond, Sammlung Cook

Gerard Dou, Rembrandt in seinem Atelier

Buche über Hauptmann. Beispielsweise: weshalb er nicht mehr nach Rom geht. Das eine Mal bekam er dort den Typhus, ein anderes Mal aber — man denke, man denke! — einen Hexenschuß! „So", fährt Hülsen fort, „hat er sich denn seit der Jahrhundertwende immer mehr auf den Norden Italiens beschränkt." Dieses „So" ist ein Juwel. Legionen deutscher Schriftsteller werden Herrn von Hülsen um seine beiden Buchstaben beneiden.

Und Legionen deutscher Schriftsteller, deren Bestes in der Frohn täglicher Erwerbspflicht erstickt, werden mit sehr eigenen Empfindungen von der großbourgeoisen Lebensführung des Dichters Kenntnis nehmen, der sich einst des Weberelends erbarmte und in „Vor Sonnenaufgang" versprach, sich „nur als letzter" an die Tafel zu setzen. Viele müssen ihre Werke auf das schlechte Papier unbezahlter Rechnungen schreiben, bei Hauptmann ist das ganz, ganz anders. Hören wir unseren scharf beobachtenden Chronisten: „Auf jedem der Stehpulte, die durch das Haus verstreut sind, liegt irgendein Band, meist aus *Büttenpapier*, meist in *Pergament* gebunden. Darin schreibt Hauptmann nieder, was ihm gerade durch den Kopf geht." Viele müssen wohl oder übel in Berlin N oder Berlin O ihre dichterischen Träume gestalten, nicht jeder kann es in Agnetendorf tun, auf Hiddensee, in Mendrisio im Tessin, in Santa Margherita, in Portofino. Bei vielen reicht es kaum zu einer Schale Haut, nicht jeder hat so viel Sekt im Keller. Hören wir Hülsen, unseren kleinen Küfer: „Wie oft, wenn die Gäste im Saal oder in der Halle sich versammelten, nahm er mich, beinahe geheimnisvoll, beiseite und führte mich, mit den Schlüsseln klingelnd, hinunter in den Weinkeller, wo es galt, eine Bowle anzusetzen."

Und nicht jeder hat so eine Zeiteinteilung: „Er liebt es, im geselligen Kreise um eine Flasche Wein den Abend bis spät in die Nacht zu dehnen; bricht er einmal früher auf, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß er sich schlecht unterhält. Aber ob er auch bis zwölf, bis ein, bis zwei Uhr mit seinen Gästen gescherzt und gesprochen, morgens ist er bei guter Stunde auf, lustwandelt oder arbeitet im Garten und badet schnaufend, oft genug merkwürdige Schreie ausstoßend, und nimmt dann, ‚noch im Negligé', mit Frau Margarete allein sein umfangreiches Frühstück ein. Danach pflegt er zu arbeiten, aber oft genug findet man ihn schon um halb zwölf oder halb ein Uhr auf seinem Diwan, lesend oder auch schlafend. Zwei Uhr ist Tischzeit in Agnetendorf. Da erscheint er denn wohlausgeruht in dem grauen Schoßrock mit der hochgeschlossenen Weste, den er meist trägt, oder in einem flauschigen, grauen Sakkoanzug, der aus Italien stammt. Nach Tische legt er sich ins Bett und schläft bis fünf, bis der Gong zum Tee ruft, der im Sommer droben auf der Terrasse des ersten Stockes, im Winter drunten im Saal gereicht wird. Das heißt: Tee trinken die anderen, Hauptmann selbst trinkt Kaffee, der für ihn in einer alten kleinen Maschine bereitet wird. Sie funktioniert nicht immer, sie explodiert auch manchmal zur Unzeit (wenn etwa drunten eine Schar Wandervögel zur Huldigung aufmarschiert ist), aber er hängt an ihr. Von der Teestunde bis zum Abendbrot um neun Uhr ist Arbeitszeit, dann hat im Hause Ruhe zu herrschen, und an die Gäste, an denen es im „Wiesenstein" niemals fehlt, ergeht von der stets fürsorglichen Frau Margarete die Bitte, einen bestimmten Teil des Gartens zu meiden."

Uns will scheinen: eigentlich arbeiten tut Hauptmann nur drei Stunden am Tag, von sechs bis neun, und das erklärt manches.

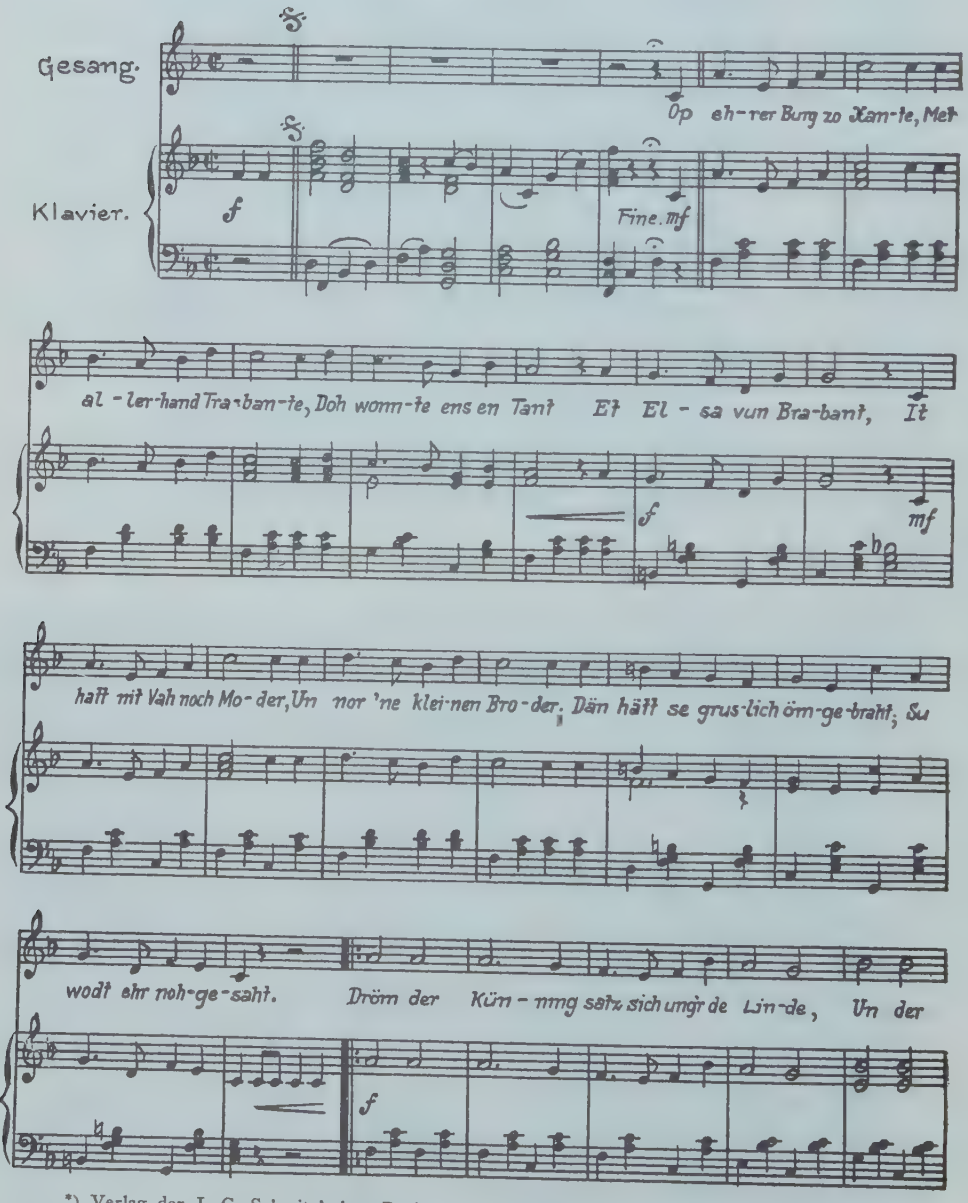
Um aber wieder auf Hülsen und Eckermann zurückzukommen: Goethes Hausfreund war vorsichtiger. Niemals hätte er dergleichen genierliche Dinge von seinem Heros verraten. Ganz abgesehen davon, daß Goethe unbegabter war, so daß ihm nichts übrigblieb, als fleißiger zu sein. *Sebastian*

DE KÖLLSCHE LOHENGRIN

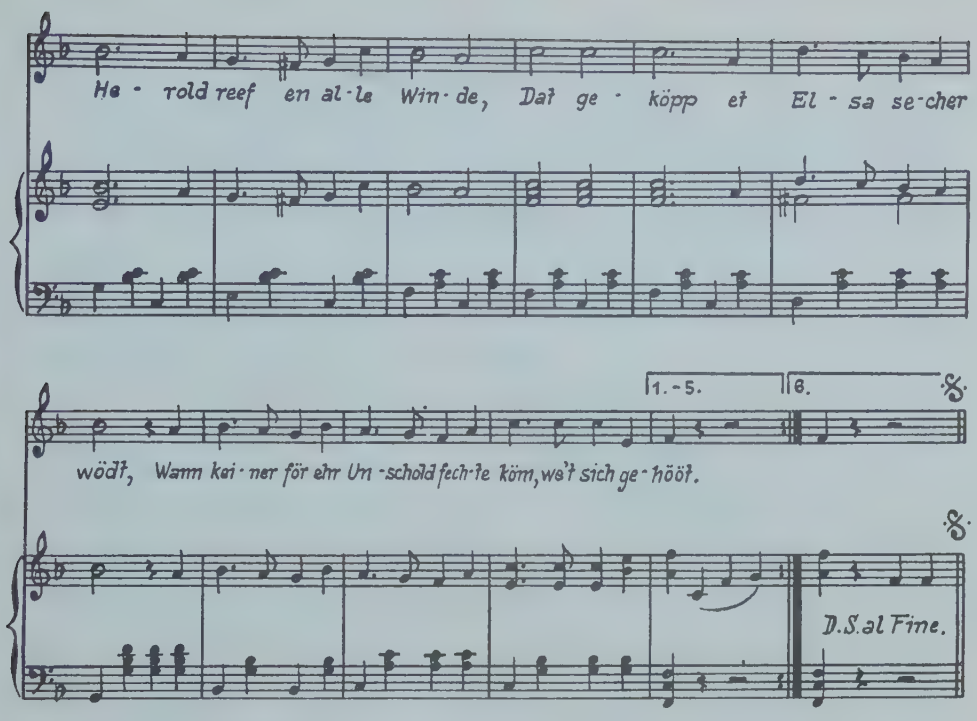
Karnevalslied*)

Von

JACOB DREESEN



*) Verlag der J. G. Schmitz'schen Buch- & Kunsthandlung, Köln.



2. Lang wollt' er keine kumme:
„Jawoll, gebacke Prumme!"
Su reef der Telramund,
Su geftig we hä kunnt.
Et Els wor zo bedoore,
Dat ärm Minsch war am loore
Noh einem vun der Ritterschaff
Der Rhing•erop, erav.
:,: Doh op eimol reef et Volk: „E Wunder!"
Dann et kom 'ne Schwan der Rhing erunder;
Vör em Naache dän dä Vugel trook,
Doh stund ne schöne stolze Kääl.
Der Telramund verschrook. :,:

3. Un we en Donnerwedder
Doh kom hä glich an't Ledder
Däm falsche Telramund.
Dat wor däm Lump gesund.
Et Els wodt freigesprochc,
Un en de nächste Woche
Spazeete, prächtig opgekratz,
Dann Hä un It noh'm Platz!
:,: Och, en Esse! We dat gingk erunder!
Hummer, Lachs, e Ferken en Burgunder,
Dat dem Volk, dat hungrig Vivat reef,
Et Wasser en der Muul, als we
En Senk zesamme leef. :,:

4. Dat eß no zo gelunge,
Hä hatt sich uusbedunge,
Dat it nit froge sollt,
En ehrer Ungedold,
Noh im, noh singem Wappe,
Un wat för Dheer dren jappe,
Söns wör et Ihglöck vör de Katz,
Un glich wödt avgekratz!
:,: Wören se no nett nom Bett gegange,
Hätt se nit ze frogen angefange!
Doch om Kannepee de halve Naach,
Do soßen se un sungen se,
Wer hätt su jet gedaach! :,:

5. Un we se su doh soße,
Doh kunnt sei't doch nit lohse,
Un saht för ehre Mann:
„We heisch do eintlich dann?
Sag, heisch do Köbes, Pitter?
Wat beß do för 'ne Ritter?
Häß do die Vatter och gekannt?
Wo litt dien Heimatsland?"
:,: Och, do wodt hä wieß als wie 'ne Givvel,
Wöhdig fohr hä en de Wasserstivvel.
„Wer ich ben? Der Lohengrin ben ich,
Mer han jet an de Fööß, Madam,
Versecheren ich üch!" :,:

6. Un fleute op 'em Fleutche:
„Adjüs, adjüs, leev Bräutche!
Kiek doh, der Schwan, der Schwan!
Doh kütt e ald eran."
Jitz liet sich nix mih maache!
Dann sprung hä en der Naache
Un winkte lang noch met der Hand
Dem Elsa vun Brabant.
:,: En et Sackdooch kresch bedröv dat Irmche,
Un it schwenkte met däm Sonneschirmche;
Doch der Schwaneritter blees im jet,
Do ging it widder op de Burg
Un laht sich en et Bett. :,:

Kritik.

1. Alban Berg „Wozzeck".

Wie immer man stehen mag, — ein Abend, der zum Dafür oder Dawider zwingt, der nicht kalt läßt, der dem Opernschlendrian rücksichtslos durchbricht, der ganz anders bewertet sein will als das so viel dankbarere Arbeiten mit Stars, ein Abend, der aufrüttelt. (Berl. Börsen-Zeitung, Franz Köppen.) **In** dieser Angelegenheit, die von denen um Arnold Schönberg und seines artigen discipulus Alban Berg, wie auch von sonstigen Schutzpatronen morgenrötlicher Ringelstechen als gewaltig wichtig gepriesen wird, kann man sich verhältnismäßig kurz fassen. Es handelt sich wieder um eins der Exempel der zeitgenössischen Such- und Tastkunst, die ab und zu mit großem Brimborium erscheinen und geräuschlos wieder verschwinden. (Germania, Edmund Kühn.) **Dieses** Werk von Alban Berg eröffnet die Epoche der modernsten naturalistischen Oper. Auch jemand, der dieser Richtung der Musik fernsteht, kann sich dem bezwingenden Eindruck dieser persönlichen Offenbarung nicht entziehen. Man fühlte das bei allen künstlerischen Menschen, die im Hause anwesend waren. Der Beifall war sehr stark. Es ist eine ganz große Tat unserer Staatsoper, die niemals vergessen werden wird. Wir wünschen, daß das Publikum sich an das Werk gewöhnt, seine musikalischen Qualitäten begreift und es auf dem Repertoire liebt. (Börsencourier, Bie.) **Nur** eins: sind diese Menschen, die gestern Beifall tobten, dieselben, die sich Bachs H-Moll-Messe oder eine Oper von Mozart anhören? Wenn das bejaht werden soll, dann steht dieses Publikum an Urteilsfähigkeit auf der Stufe der Tibetaner, dann ist seine Heuchelei und Verlogenheit so groß, daß man nach dem Spucknapf verlangt. (Deutsche Zeitung, Paul Zschorlich, der sonst nicht für Mozart ist.) **Der** Musiker, der aus einem Ton, aus einem Rhythmus, aus einem Akkord heraus eine solche Vielgestalt an dynamischen Effekten und gestuften Ekstasen kontrapunktisch zimmert, der ist ein Meister. (Vorwärts, Kurt Singer.) **Genug** davon. Ich halte Alban Berg für einen musikalischen Hochstapler und für einen gemeingefährlichen Tonsetzer. Ja, man muß weitergehen. Unerhörte Geschehnisse verlangen neue Methoden. Man muß sich ernstlich die Frage vorlegen, ob und wieweit die Beschäftigung mit der Musik kriminell sein kann. (Deutsche Ztg., Paul Zschorlich.)

Kennzeichnen lassen sich die Tonbrocken, aus denen diese Musik besteht, nicht. Es läßt sich nur sagen, daß die einzelnen Partikel fast durchweg so an- und übereinander gefügt sind, daß man den Eindruck bekommt, es werde dauernd falsch gespielt im Orchester und auf der Bühne ebenso dauernd daneben-gesungen. (Lokal-Anzeiger.) **Dieser** Grundriß mag deshalb aufgezeigt werden, weil er am besten das Vorurteil beseitigen kann, als sei moderne Musik gleichbedeutend mit Formlosigkeit und wüstem Chaos. Eher könnte man vielmehr im Gegenteil finden, daß alles allzu pedantisch nach dem Richtmaß gefügt sei, und schon hierin einen Triumph des rein Technischen erkennen. (Börsenzeitung, Köppen.) **Dem** Zuhörer entgeht meist diese bewußte Form. Er genießt naiv. Aber aus dem Gewirr von vertrakten Harmonien und neuartigen Formen löst sich plötzlich das „Packende". (Wintzer.) **Lassen** wir uns nicht täuschen: so atonal diese Wozzeck-Musik uns anweht: sie ist die, wie ich glaube, letzte Ausstrahlung des durch Schönberg hindurchgegangenen Tristangeistes. Für uns Musiker kann im Klang dieser Musik nichts Aufreizendes liegen; dem ungeübten Hörer freilich mögen die Sekund- und Quartenreibungen der Polyphonie peinlich sein. (B. Z., Adolf Weißmann.) **Solche** Stellen sind aber Oasen im vielfach atonalen Gewebe der Tonmalerei, die die Singstimme selten stützt und ihr keine

DER QUERSCHNITT

DURCH DIE MODERNE FRANZÖSISCHE LITERATUR IN DER SAMMLUNG »DIE ROMANE DES XX. JAHRHUNDERTS«

*

ERSCHIENEN SIND:

FRANCIS CARCO
Der Gehetzte
Roman
In Pappband Mark 4.—, Leinen Mark 5.—

*

ALPHONSE DE CHATEAUBRIANT
Schwarzes Land
Roman
In Pappband Mark 7.—, Leinen Mark 8.50

*

RAYMOND RADIGUET
Den Teufel im Leib
Roman
In Pappband Mark 5.—, Leinen Mark 6.—

FRANCIS CARCO
An Straßenecken
Erzählungen
In Pappband Mark 5.—, Leinen Mark 6.—

*

MARCEL PROUST
Der Weg zu Swann
Roman in 2 Bänden
In Pappband Mark 12.—, Leinen Mark 15.—

*

RAYMOND RADIGUET
Das Fest
Roman
In Pappband Mark 5.—, Leinen Mark 6.—

ES WERDEN ERSCHEINEN:

HENRI BARBUSSE
Kraft
3 Novellen
Ende Februar

MARCEL PROUST
Das gesamte Romanwerk
Auf den Spuren der verlorenen Zeit
im Laufe dieses Jahres

Ferner Werke von

ESTAUNIÉ GIRAUDOUX MAURIAC MAUROIS

IM VERLAG DIE SCHMIEDE BERLIN

Melos gestattet. (Kreuzzeitung, R. W.) **Alban** Berg, ein sicherlich begabter, in seiner schöpferischen Abgeschlossenheit sympathischer Musiker, ist wohl der intransigenteste aller Schönbergianer. Von Haus aus Autodidakt in der Setzkunst, hat er sich dem Meister und seiner Doktrin mit Haut und Haaren verschrieben. Alban Berg vermeidet krampfhaft jede natürliche Ausdrucksweise, das Abstruse ist seine ausschließliche Domäne. Die Atonalität ist ihm kein (gelegentlich motiviertes) Mittel, sondern Selbstzweck. Er wendet sie beständig von der ersten bis zur letzten Note seiner Oper an, gleichviel, was vorgeht und wen er schildert, auch im Marsch vorüberziehender Soldaten und in der Tanzmusik einer Schenke. Nichts darf stimmen oder im Sinne eines natürlich empfindenden Menschen „gut" klingen, alles muß rhythmisch kompliziert, harmonisch querständig und verschroben sein. (Berl. Tageblatt, Leopold Schmidt.) **Sehr** stark ist das melodische Blühen in dem ersten Bild des dritten Aktes, und es erreicht seinen Höhepunkt in den spukhaften Szenen am See sowie in dem schönen letzten Zwischenspiel. Die Bewunderung für die Differenziertheit und Feinheit dieser jeder psychologischen Regung folgenden Musik erhöht sich aber noch, wenn man ihre formale Struktur näher betrachtete. (D. A. Z., Schrenk.) **Denn** es ist eine wirkliche Dichtung voll erschütternder Tragik. (Kreuzzeitung.) **Das** gibt schon ein handfestes Theaterstück, selbst wenn die Formung über lauter nur lose zusammenhängende Fünf- bis Zehnminuten-Szenen nicht hinauskommt. Ein besonderer Gefühlsdrücker fehlt nicht: das unmündige Kindchen auf der Bühne. Es bleibt in der Schlußszene sogar allein zurück; einfach „rührend". (Berl. Lokal-Anzeiger, W. K.) **Wenn** wir das Stück, das Drama, die Tragödie hingerissen und erschüttert lesen, so fragen wir uns: was will hier Musik? (Hamburger Nachrichten, Marschalk.) **Daß** Berg das nun genügend bekannte Stück Büchners zum Text nahm, erleichtert die Aufnahme. In diesem Kapitel Naturalismus schwingt um Wozzecks verfinsterte Seele und Mariens dürftiges Schicksal eine Untermusik, die aus den knappen Szenen wie Saft herausquillt. Sie einmal zu fassen, war Notwendigkeit. (Bie.) **Immerhin** läßt sich aus dieser Verquickung herausbuchstabieren, was die modernen Geräuschfabrikanten vom Schlage Alban Bergs unter „Oper komponieren" verstehen. Wären ihre Angriffe auf die gute Gesundheit der Musik und den guten Geschmack des Publikums nicht so unverschämt und hartnäckig, müßte man über ihr Gebaren lachen. So aber gibts nur noch eins: was um Schönberg und Schönberg-Zucht ist, den Brunnenvergiftern der deutschen Musik Fehde für alle Zeiten! (Germania.) **Noch** über manches wäre zu sprechen, so über die Besonderheit der Instrumentation des Werkes, über die Kühnheit seiner harmonischen und formalen Struktur, über die Art der Gesangsführung, die die menschliche Stimme fast zu einem Blasinstrument macht. Aber alle diese Dinge, so wesentlich sie in stilkritischer Hinsicht für den Beobachter des Entwicklungsganges der dramatischen Musik sind, sagen doch nichts aus über das Herzblut dieser Musik, das jede Form mit strömendem Reichtum füllt. Es ist eine lebensnahe Musik, stark in Gefühl und Stimmung, eine Musik voll visionärer Schau, aufgestiegen aus der Seele unserer Zeit; aber erst einer späteren wird sich ihr letzter Sinn ganz entschleiern. (D. A. Z., Schrenk.) **Nach** dem Gesagten braucht nicht erst betont zu werden, daß die Uraufführung dieses in die Zukunft weisenden Werkes durch die Staatsoper eine Tat von musikhistorischer Bedeutung ist. (D. A. Z., Schrenk.)

Pfui Wozzek! Der Skandal in der Staatsoper. Vor Schluß des dritten Aktes versuchte blinder Beifall der letzten Aufführung in der Staatsoper zu

huldigen. Spontan setzte eine Gegenkundgebung ein, die mit kräftigen Pfui-Rufen ihre Meinung zum Ausdruck brachte. Das Orchester hielt ein im Spiel, und die Vorstellung mußte abgebrochen werden. Die ermunterten Zuschauer verließen unter lautem Widerspruch das Staatliche Opernhaus. Das Publikum hat sich zur Wehr gesetzt. Damit ist die Oper „Wozzek" erledigt und Herr Erich Kleiber hat eine Lektion empfangen, bei der ihm das Lächeln wohl vergehen wird. Sollte das Werk nun nochmals angesetzt werden, so dürften weitere Skandalszenen nicht ausbleiben. (Deutsche Ztg.) **„Störung** der Wozzek-Aufführung in der Staatsoper." Mit Bezugnahme auf die in unserem gestrigen Morgenblatt veröffentlichte Notiz werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Vorstellung nicht wegen Mißfallensäußerung seitens einiger Unzufriedener abgebrochen werden mußte. Auch hat das Orchester weder das Spiel unterbrochen, noch seinerseits Stellung genommen. Die Vorstellung wurde bis zum Verklingen des letzten Taktes zu Ende geführt. Trotz einiger Mißfallensrufe und Pfiffe wurden Darsteller und Dirigent mehrfach hervorgerufen. (Lok.-Anz.)

2. Henry Rousseau vor ca. 13 Jahren.*)

Il paraît que l'Henri Rousseau est très coté dans les Allemagnes et les Russies. C'est possible. Mais nous sommes en France et Français, fort heureusement. *(Le Volontaire.)*

Das Opfer eines riesenhaften Ulkes, wohl des größten, den das allezeit erfindungsreiche und lustige Künstlervölkchen der Seinestadt ersonnen hat. *(Generalanzeiger für Düsseldorf.)*

Eine Kollektion von Bildern, die in allen Trödelläden Europas umsonst für einen Taler ausgeboten werden würde. *(Berliner Tageblatt.)*

Alle weichlich und ängstlich gepinselt. Sie erwecken den Eindruck, als sei ein harmloser Geisteskranker ihr Urheber gewesen. *(Kreuz-Zeitung.)*

Prähistorisch, minutiös in jedem Blatt, verlächelt, verziert, verdetailliert. *(Berliner Börsen-Courier.)*

Daß der berühmte Stümper Henry Rousseau, der von Pariser Witzbolden auch als naturwüchsiges Genie ausposaunt wurde, hier einen Platz gefunden hat. *(Kölnische Zeitung.)*

So traf es sich, daß die letzten Tage seiner Produktion zusammenfielen mit denen einer schon in der Wiege manustuprierenden Jugend, die, defloriert zur

*) Anläßlich der ersten Rousseau-Ausstellung in Deutschland Februar—März 1926 in der Galerie Flechtheim, Berlin.

DER
ANZUGSTOFF DES ANSPRUCHSVOLLEN * FÜR STRASSE / REISE / SPORT UND GESELLSCHAFT * MUSTER KOSTENLOS * SAUER & WEICHMANN / COTTBUS A

Welt gekommen, auf der hastigen Suche nach dem ihr versagten Kindersinn in ihm den Apostel ihrer Komödiantenunschuld gefunden zu haben glaubt.
(Magdeburgische Zeitung.)

Absichtliche Kindlichkeiten sind reichlich abgeschmackt.
(B. Z. am Mittag.)

Ses envois étaient, d'année en année, de plus en plus drôles, de plus en plus fous ou de plus en plus simples. *(Revue des Beaux Arts.)*

Höher als die dichtenden Bäuerinnen oder romanschreibenden Nähterinnen möchte ich Rousseau doch nicht stellen. *(Frankfurter Zeitung.)*

Nous ne sommes pas loin de penser que son chef-d'oeuvre est la biographie que vient de lui consacrer M. Uhde. *(Gil Blas.)*

— dessen Ideal der Ruppiner - Bilderbogen - Stil scheint und der in seiner absichtlichen Kindlichkeit denn doch nicht geistreich genug ist, um erträglich zu sein. *(Königsberger Allgemeine Zeitung.)*

Si Rousseau avait brûlé toutes ses toiles, M. Uhde aurait établi de façon indéstructible la renommé de son héros. Seulement, les toiles de Rousseau sont toujours là . . . *(L'Aurore.)*

Si Rousseau est un grand peintre, Signorelli et Léonard ne furent même pas dignes d'être des douaniers. *(Arsène Alexandre im Figaro.)*

Der Prophet in seinem Vaterlande. „Die Weinberge von Nackenheim", so betitelt sich ein Artikel, den der junge Mainzer Dichter (in Nackenheim geboren) gelegentlich der Erstaufführung seines Lustspieles „Der fröhliche Weinberg" in Frankfurt in die dortigen Zeitungen lancierte, gewissermaßen zur Einführung in sein Bühnenstück. Die Bevölkerung Nackenheims ist in hohem Grade erregt über den Spott und Hohn, den der junge Mann über seinen Geburtsort ausgießt. Wenn man nichts anderes über Nackenheim zu schreiben weiß, als von Misthaufen und schwarzgrünem Gänsekot auf rötlichem Schlamm, so sollte man lieber die Feder ruhen lassen. Skandalös schreibt Zuckmayer über die Prozession, die im Mai durch die Wingerte trottet „von den Litaneien vieler Weiber umplärrt". Man sieht also, weß Geistes Kind dieser Zuckmayer ist. Aber nicht nur die Prozession, sondern auch die „Kerb" muß herhalten, als ob es gerade auf der Nackenheimer Kirchweih besonders saumäßig zuginge. Einzelheiten über diese Zuckmayer'sche Kerbbetrachtungen können wir hier gar nicht wiedergeben, ebenso nicht die geradezu gefühlsrohe Schilderung eines längst vergessenen Selbstmordes. Alles in allem, es ist eine Schande, wie ein junger Mann, der sich dem Dichterberufe widmen will, seinen Geburtsort in der Öffentlichkeit hinstellt. Es ist eine schmutzige Phantasie, über die auch nicht gelegentlicher Anflug von Poesie hinwegtäuscht, eines dekadenten „Dichters". Die Bewohner Nackenheims sind empört über diesen Vogel, der sein eigenes Nest in unerhörter Weise beschmutzt hat. Das Theaterstück „Der fröhliche Weinberg" soll mit Anstößigkeiten geradezu überfüllt sein. Bisher haben wir noch kein Textbuch erhalten können. Wir werden auch zu diesem „Lustspiel" noch Stellung nehmen. *(Mainzer Journal.)*

Müller-Zigarren zu alten Preisen! Auffallend günstiges Angebot der alten bekannten Firma Bremer Zigarrenfabriken Heinrich Müller, Bremen, Postfach 440/41.

Slg. Reber, Lugano

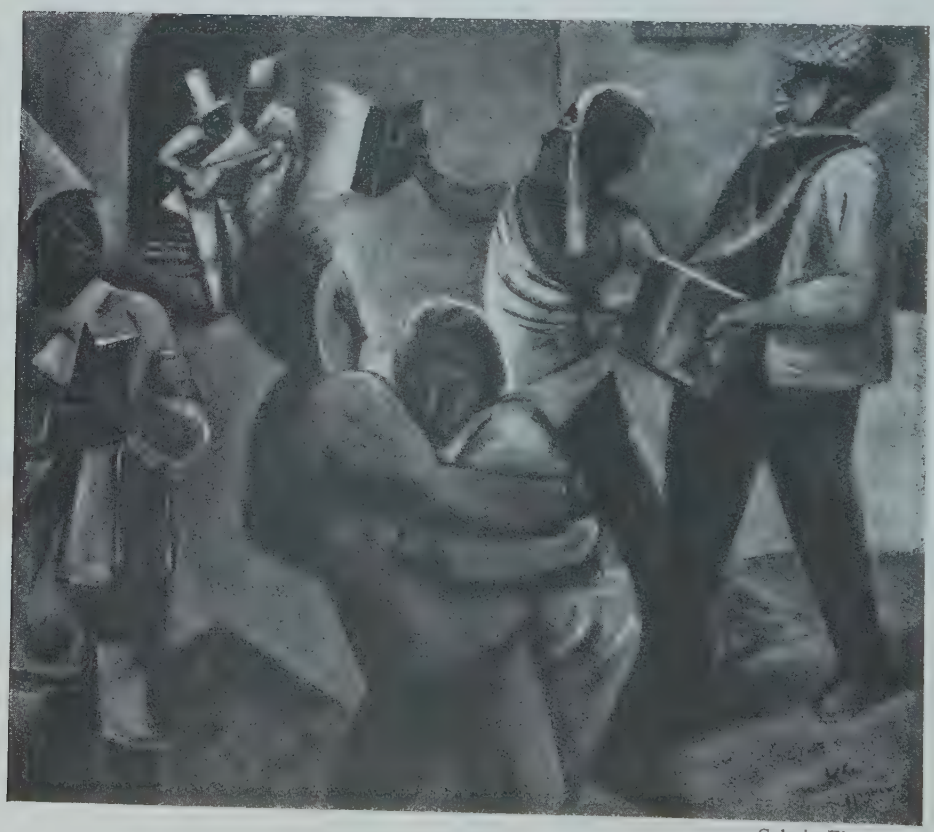
Pablo Picasso, Harlekin

Photo Léonce Rosenberg

Gino Severini, Pierrots

Charleston

Wide World Photo



Carl Sohn, Karneval. Oelgemälde

Galerie Flechtheim

Johanne Maria
gegenüber dem Jülich
„gegenüber"
SEIT
1709
SPERLING

Chinesisches.

Unbestimmte Ausdrucksweise. Es war einmal ein Vater, der seinen Sohn belehrte: „Alle Menschen sollten sich beim Sprechen unbestimmt ausdrücken. Man darf sich nicht auf eine Rede festlegen."

Der Sohn fragte darauf seinen Vater: „Was nennst du unbestimmte Ausdrucksweise?"

Der Vater belehrte ihn und sagte: „Ich will es dir sagen! Wenn zum Beispiel jemand etwas von dir leihen will, so sieh mal erst zu, was er leihen will; du darfst nicht sagen: Das ist in Masse vorhanden! Und du darfst auch nicht sagen: Davon ist wenig vorhanden! Denn manches haben wir im Haus, wir haben aber auch manches nicht im Hause! So etwas nennt man dann ‚unbestimmte Ausdrucksweise'. Merk dir das!"

Eines Tages kam ein Bekannter zu Besuch und fragte den Jungen: „Ist dein Vater zu Hause?"

Da bediente sich der Knabe der unbestimmten Redeweise und antwortete: „Sie fragen nach meinem Vater. Nun, ich kann nicht sagen, es sind viele davon da, wie ich auch nicht sagen kann, es sind wenige davon da. Es sind wohl welche zu Hause, es sind wohl auch welche nicht zu Hause."

*

Den Schaft des Pfeiles abschneiden. Ein Soldat war von einem Pfeil getroffen, der Schmerz war fast unerträglich; da ließ er einen berühmten Chirurgen rufen.

Lesen Sie die

Agfa Photoblätter!

Preis 20 Pf. pro Heft

Sie finden darin immer neue Anregungen zum Photographieren; belehrende Aufsätze erster Fachleute, reiche Auswahl interessanter Amateur-Aufnahmen, Bilderkritik, Behandlung von Mißerfolgen und ihre Ursachen; kurz, Sie lernen daraus, wie man gute Bilder macht. Erscheinen: monatlich. Zu beziehen durch alle Photohandlungen oder durch die Post.

Probeheft gratis

von der

AGFA * Propaganda-Abtlg. * Berlin SO 36

Als dieser die Wunde sah, sagte er: „Das ist nicht schwer, das ist nicht schwer, das ist leicht zu heilen!“

Nahm eine große Schere und schnitt ihm den herausstehenden Schaft des Pfeiles glatt ab; dann verlangte er sein Honorar und wollte fort.

Der Soldat sagte aber: „Wenn der Schaft auch abgeschnitten ist, so ist doch noch die Spitze im Fleisch! Wie kommen Sie denn dazu, mir die nicht zu entfernen und jetzt schon gehen zu wollen?“

Der Chirurg sagte: „Das geht mich gar nichts an! Die Heilmethode von uns Chirurgen heilt den äußeren Menschen und nicht den inneren. Diese Angelegenheit ist somit für mich erledigt! Wenn die Pfeilspitze im Fleisch steckt, so ist das eine Sache der inneren Medizin; wie kommst du denn dazu, uns Chirurgen zur Heilung einer solchen Wunde aufzufordern!“ *(Titus Tautz.)*

Das wichtigste Werk zum Verständnis der Gegenwart. Die soeben erschienene „Weltgeschichte der neuesten Zeit“, herausgegeben von Prof.. Dr. Paul Herre, umfaßt die Zeit von der Entlassung Bismarcks bis zur Gegenwart. Die Erweiterung des politischen Horizontes der alten europäischen Kulturvölker wird aufgezeigt, das Aufkommen der Begriffe „Weltpolitik“ und „Weltwirtschaft“ und die sich daraus ergebenden neuen Entwicklungen und Gruppierungen. Die gewaltigen Erschütterungen, die für Millionen Einzelwesen von entscheidender Bedeutung gewesen sind, erscheinen zum ersten Male auf Grund amtlichen Materials wissenschaftlich eingeordnet in das Ganze der Menschheitsgeschichte und empfangen von ihm Sinn und Notwendigkeit Der Text ist begleitet von einer Fülle interessantester zeitgenössischer Illustrationen. Das Werk ist im Verlage Ullstein erschienen.

DIE GROTESKE

IN
ALLEN
BUCHHANDLUNGEN
ERHÄLTLICH!

Joachim Ringelnatz
KUTTELDADDELDU
+
TURNGEDICHTE
Illustriert von Karl Arnold
+
Hans Reimann
VON MAY BIS PALLENBERG
+
JEDER BAND GEBUNDEN RM. 2.50

KURT WOLFF VERLAG · MÜNCHEN

Zschorlich ist der Komponist der Oper Ahasver (Der ewige Jude), die er dem Generalmusikdirektor Herrn Erich Kleiber vorgespielt hat, wobei Kleiber ihm nach sechs Minuten erklärte, er sei hinfort berechtigt, auf die moderne Kunst zu schimpfen. Zschorlich ist auch Verfasser eines Aufsatzes gegen Mozart.

Wie wir erfahren, hat **Franz Schreker** den Text zu zwei neuen Opern vollendet, die eine ist eine große Oper „Memnon" und spielt im alten Ägypten, die andere ist „Die Orgel oder Vivians Verklärung" betitelt. *Nunmehr wird Schreker an die Vertonung beider Werke schreiten.* *(M. M. N.)*

Gesangverein Herbolzheim. Wohl ist der hiesige Gesangverein dadurch ein Leidens- und Waisenkind geworden, daß er durch den Beamtenabbau seinen früheren ständigen Dirigenten Herrn Lehrer Bermut verlor. Aber desto nicht trauernd, raffte er sich wieder zusammen nach herkömmlicher Weise am letzten Sonntag abend im Kochschen Saale eine wohlgelungene Fastnachts-Produktion abzuhalten. Alte wie neue Kräfte zeigten ihren großen Ernst zum Gelingen des Werkes und kann von der ganzen Aufführung auch nicht eine Rolle die andere unterschätzen. Durchgedacht wurden und waren alle Rollen der Stücke so verteilt, daß Harmonie und Humor in männlichen wie in weiblichen Kräften reizend sich anpaßten. Schuldig ist der Verein bei dieser Durchführung den großen Dank Herrn Hauptlehrer Holz von Krautostheim, der den musikalischen Teil mit Klavier durchwürzte, denn nur sein unschätzbarer Fleiß und Liebe zum hiesigen Verein konnten ihn dazu ermuntern, den so beschwerlichen weiten Weg auch zu den Probeabenden, zum öfteren hierher zu machen. Fanden doch alle Stücke den gleichen Beifall von den Zuhörern des dichtbesetzten Saales, denn ständiges Hallo gab Zeugnis dafür, seine paar drangesetzten Groschen in gute Anwendung gebracht zu haben. Auch von auswärts war der Zuzug ein sehr großer, denn von jeher ist die Gewohnheit sich was Gutes zu versprechen. Nach Schluß der Aufführung ließ der Gastgeber seine bekömmlichen, beigeschafften Bockwürste roilieren, nach deren Erholung sich die übrige Jugend weiter vergnügt machte, wie es in dem Liede heißt: „Juchheise mei Dirnderl". *(Neckarzeitung.)*

Robert Delaunay, Zeichnung 1911
Henri Rousseau

Die in diesem und im Theaterheft abgebildeten **Daumier**bilder sind dem Band: Daumier und das Theater, Paul List Verlag, Leipzig, entnommen.

Diesem Heft liegt ein Prospekt von **Heinrich Müller, Bremen,** bei.

Die **Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt,** legt einem Teil dieses Hefts ihren reich illustrierten Prospekt „Innendekoration" bei.

Druckfehlerberichtigung. Auf Seite 74 des Theaterheftes muß es in der Anzeige des Verlags Lambert Schneider, Berlin, heißen: Das Buch IM ANFANG.

Warum immer wieder Ibach Pianos?

WEIL

SIE TONSCHÖN, FORM-
VOLLENDET UND – VOR
ALLEM DAUERHAFT –
IHREN PREIS WERT SIND

MAN VERLANGE PREISLISTE UND KATALOG ‚Q' AUCH ÜBER EINBAU-INSTRUMENTE VOM

STAMMHAUS
IBACH
BARMEN

CÖLN – BERLIN – DÜSSELDORF – LONDON

Die zerrissene Hose

Von *Leo Tolstoi*

Vor kurzem wurde Frau Moissi-Terwin, die wegen Schnellfahrens vor dem Bezirksgericht Fünfhaus als Angeklagte stand, freigesprochen, nachdem ihr Gatte, Alexander Moissi, als Zeuge festgestellt hatte, daß er die Ersatzansprüche eines hierbei verletzten Hilfsarbeiters nur im Falle eines Freispruches befriedigen werde.

Personen:

Ein Hilfsarbeiter. Ein Bezirksrichter. Alexander Moissi. Seine Gattin.

Ort der Handlung: Ein Bezirksgericht.

Der Bezirksrichter: Also Herr Zeuge, erzählen Sie noch einmal, wie das war.

Der Hilfsarbeiter: I bitt' schön, Herr kaiserlicher Rat, es ist nicht wert, daß man davon red't; die Gnädige da (er zeigt auf Frau Moissi) ist halt a wengerl gach mit'n Auto g'fahren, i hab grad neben mein Schubkarrn den Kanal aufgraben, da is mi niedergrennt. Es is mir net darum, wenn i's a tüchtig g'spürt hab, aber mei Hosen is mir dabei ganz hin worn.

Alexander Moissi (aus tiefster Entrücktheit): Wer spricht da? Ich kenne den Herrn nicht. Der Herr ist mir ganz unbekannt (vor sich hin), gahanz uhunbehekahannt ...

Der Bezirksrichter: Ja, aber Ihre Frau hat ihn umgestoßen.

Frau Moissi: Ich habe gehupt.

Alexander Moissi: Wir haben gehupt, Herr Richter. Allä Mänschen huupen. (Resolut:) Der Mensch muuß huupen, Herr Gerichtsrat ... Ich schwöre es, Gott, der Herr dort ... der Herr (leichte scharmante Verbeugung nach dem Wachmann) Oberkommissarius, die Natur, ich selber, allä, allä können es bezeugen: die Dame ... (hüstelnd) ... meine Frau ... hat gehupt.

Der Bezirksrichter: Ja, aber der Zeuge behauptet das Gegenteil.

Der Hilfsarbeiter: Es ist mir nur um mei Hosen.

Moissi: Es erübrigt sich, den Vorfall nochmals zu erzählen. Nicht mein Auto, der Karren dieses Mhm ..herrn war schuld. Wenn alle Himmel niederstürzten und der aufgewühlte Schoß der Schöpfung Unrat und Grauen emporwürfe, ich könnte nichts anderes sagen.

Der Hilfsarbeiter: Gengans, Herr Kammerschauspieler ... zahl'n S' halt, damit a Fried ist, die Hosen. I bin a armer Mann.

Moissi: Wir sind alle arm. Wir stehen nackt und frierend im Leben, kein Arm neigt sich unserem Elend. Der Mensch muß gut sein.

Der Hilfsarbeiter: Aber mei Hosen ...

Moissi (in die Ferne lauschend): Ich höre Saitenspiel.

Der Hilfsarbeiter: Mei Hosen!

Moissi (er geht den Zeugen an): Warum, du Mann, verlangst du nicht von Gott, daß er dir deine Hose gebe? Bist du nicht auch sein Kind? (Weinend.) Sind wir nicht alle seine Kinder?

Der Hilfsarbeiter: Fufzig Schilling kost's.

Moissi: Hier, Gott, siehst du mich, bereit, die eigene Hose zu zerreißen, damit kein anderer leide! Doch fordert dieser Fremde mich vors Gericht, dann sollen alle Posaunenchöre des Jüngsten Tages ihm ins Ohr brüllen: Nicht mein Auto — sein Karren war's! (Erschöpft.) Der Mensch ist gut geboren.

Der Hilfsarbeiter: Also vierzig.
Moissi (trällert halb irre vor sich hin):

Kein Brot auf Hosen,
Keine Hose fürs Brot ...

Der Bezirksrichter: Der Zeuge ist doch ein armer Kerl, der sich die Hose nicht so leicht beschaffen kann.
Moissi: Herr Oberjustiziarius, eine Frage: Warum leidet der Mensch?
Der Hilfsarbeiter: Also zwanzig.
Moissi (öffnet die Brieftasche): Zwanzig! Das heiß ich christlich und ehrlich geredet ... Wir können gehn, Johanna — du bist frei ...

(Vorhang.) *Anton.*

(Aus „Die Stunde", Wien.)

Lampenschirme. Ich schäme mich zu sagen, daß ich welche mache, und dabei mache ich sehr schöne, ihr könnt mir's glauben. Lustige, feierliche, zärtliche, verschwiegene, was kann man nicht alles damit machen, und doch schäme ich mich, daß ich nichts anderes mache, denn irgendwo stimmt's nicht. In jeder Straße ist mindestens ein Laden, wo's auch Lampenschirme gibt, rote, grüne und vor allem altgold (altgold nur nicht vergessen, mit Gold hat's zwar gar nichts zu tun, es nennt sich altgold), mit Glas- oder Holzperlen und Wolken und Ecken und Zacken und — Bouillonfranze, sage und schreibe Bouillonfranze. Auch chinesische gibt's (weit entfernt von China), und das alles ist so billig. Der Bürger im Klubsessel, mit der Stehlampe und dem altgoldnen Schirm über sich, findet es doch so wunderschön, und ich kann das nicht machen. Ist das nicht sehr ärgerlich und Grund zum schämen? — Ich kann auch die „künstlerischen" Papierschirme mit den Blitzen und Fragezeichen und den vielen grellen Farben durcheinander nicht machen, das ist sehr dumm, denn der Berliner liebt doch so was über alles. Soll ich deswegen auswandern? oder noch abwarten, ob schließlich irgendwo ein paar Leute sind, die wie ich finden, daß ein Zimmer erst durch Beleuchtung den intimsten Reiz bekommt. Ich glaube, ich verhungere lieber, als daß ich mich zu Bouillonfranze entschließe.

(Frau Sohn-Rethel.)

Werkstätten
Bernard Stadler AG. Paderborn
Berlin / Bielefeld / Düsseldorf / Hamburg / Köln
Zusammen arbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker
Gesamt-Innenausstattung

Aapefott, der Hintere eines Affen; scherzweise Verneinung, z. B. „do kriß en Aapefott," du erhältst nichts.

Aapeklös'che, ein kluges, naives Kind.

Aaschkröver, Speichellecker, widerlicher Schmeichler.

Ääzenbalg, Erbsenbalg, Spottname für Soldaten.

Baselemanes (span.: beso las manos), Handkuß, Kompliment, Umschweife, Verbeugungen, Kratzfuß.

Bätschkastemännche, Spottname für Schwätzer.

Begingenbützche, kalter, förmlicher Kuß auf Stirn oder Wange.

Blaffetsgaan, fadenartiger Schleimauswurf.

Blingemömmes, Blindekuhspielen, scherzweise: Kurzsichtiger.

Bovvenöpche, scherzw.: ein hochgelegenes Dirnenstübchen.

Brefgeswing, etikettierter Wein.

Deielendames (lat.: te deum laudamus), Kirchengesang; scherzweise: langweiliges Geschwätz, eintöniges Singen.

Döppcheskieker, ein Mann, der sich eingehend um das Küchenwesen bekümmert.

Elsteraugendocktor, Barbier, Hilfschirurg.

Entefott, der Hintere einer Ente; „im geit die Muul we'n Entefott", jemand, der immer plaudert (siehe Flechtheim).

Fastelovend, Karneval.

Fickfacktätche, Kleinigkeit, nutzloser Gegenstand als Zierrat.

Fisematäntche, Förmlichkeiten, Umschweife.

fisternölle, befühlen, betasten, kleine Gegenstände mit Geduld fertigen.

„ne Fooz em Kopp han", nicht ganz gescheit, auch eingebildet sein.

en hellige Fott-Angenies, Spottname für eine scheinheilige Betschwester.

Föttchen-aan-der-Ääde, Spottname für kleine, gedrungene Leute.

Föttchesföhler, jemand, der die Gewohnheit hat, andere zu beraffen.

Fottestipper, Vorrichtung, um Damenkleider hinten aufzubauschen.

Fubbelsmatant, schlampiges Frauenzimmer.

Gäälgöösch, Schimpfname für Personen von gelber Gesichtsfarbe.

Geschräppels, Abfälle, namentlich von Backwerk.

Gezölversch, langsames, ungeschicktes Essen und Trinken, bei welchem man sich beschüttet oder beschmutzt.

Giefelsmuul, Lachmaul.

„ne gecken Habillius", ein verrückter Mensch; jemand der läppische Späße und komische Gebärden macht.

Hätzekülche, Herzgrube.

Herrgottsgrielächer, jemand, der über alles spöttelt. (siehe Wedderkop.)

Hippelepipp, alter, verlebter Mensch, der nicht fest auf den Beinen ist.

Hahnepeck, Hahnentritt im Ei.

me'm Hohnerklöche krige, etwas auf eine feine Weise erreichen.

Juffernhüngche, kleiner Schoßhund.

Kaastemännches-Rentner, Rentner mit geringem Einkommen.

Kadrilljeschwenker, Scherzwort für Frack.

Kaffepottsgold, kupferne Schmucksachen.

Klätschkopp, widerlich aussehender Mensch.

Kruffhohn, Zwerghuhn, kleine, langsame, unansehnliche Person.

Knotterpott, ein mürrischer, stets zum Schelten geneigter Mensch.

Knuuzenbüggelche, Spottname für kleine, unansehnliche, häßliche oder verwachsene Personen.

Kühmbroder, jemand, der immer klagt und stöhnt.

Kunkelefuse, Ausflüchte, beschönigende Ausreden, Verdrehungen.

Kuräntekacker, Geizhals, Kleinigkeitskrämer, Knauser.

Labberdönche, Brustvorhemd.

HERZ-SCHUHE

Die Lieblinge
eleganter Damen

vollenden jedes moderne Kleid, folgen der natürlichen Linie des Fußes und verleihen Anmut und Schönheit

*

HERZ-SCHUHE
enttäuschen Sie nie!

Zwischen Central und Herrenhof. Ottfried Krzyzanowsky, dessen zarte Lyrik im „Jüngsten Tag" erschien, wurde seit einigen Tagen im Kaffee Central vermißt, wo er sich seinen Lebensunterhalt zu erschnorren pflegte. Als Freunde ihn in seiner Wohnung besuchen wollten, erfuhren sie von der Wirtin, daß der Dichter tags vorher Hungers gestorben sei und auf dem Zentralfriedhof beerdigt

Werner Heuser

werde. Schon am Eingang zum Friedhof entspann sich ein Streit, wer die Grabrede halten werde, bis man sich endlich auf den Nestor der deutschen Literatur, auf Franz Blei einigte. So trat denn Blei an das offene Grab und begann: „Othmar Krzyzanowsky" — „Ottfried! Ottfried!" raunten Bleis Freunde ihm zu. „Nun trittst du, Othmar — — —" — wiederum die Korrektur seitens der Freunde: „Ottfried! Ottfried! Ottfried!" — „Nun trittst du, armer Freund, vor Gottes Thron und streckst deine bleiche Bettlerhand dem Allgütigen entgegen. Der aber spricht zu dir: Othmar Krzyzanowsky — — —" „Ottfried! Ottfried! Ooottfriied!" „Othmar! sagt der Allgütige, denn er ist auch allmächtig! — — "

Photo Ezra Pound

George Antheil und Olga Rudge in Paris

Photo Freya Krah, Kiel

Stravinskys Oper „Mavra“ in der Kieler Uraufführung

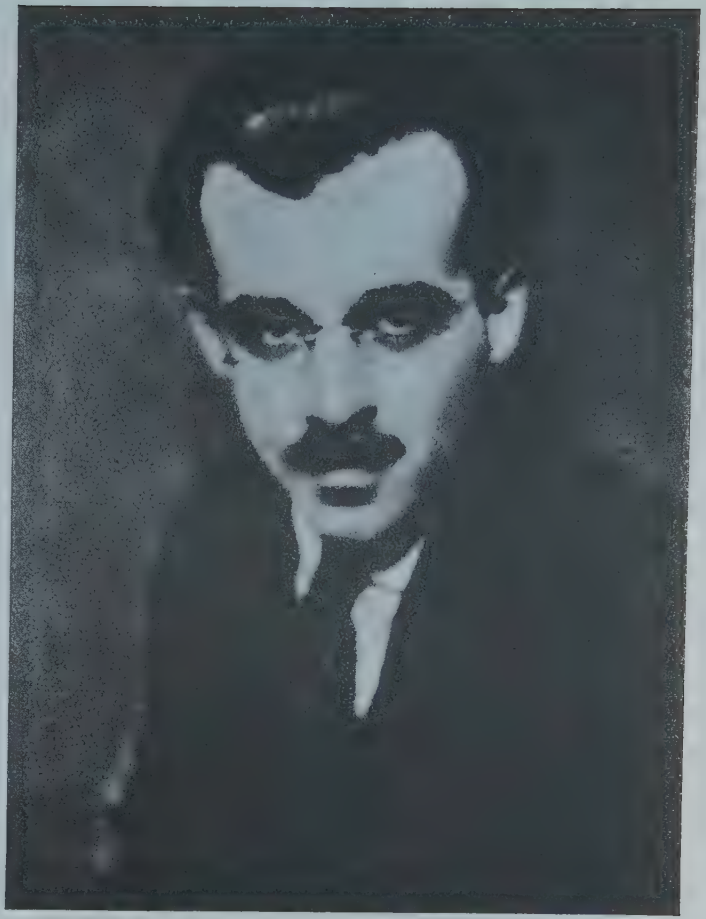
Cow-girl in Texas bei der Toilette

Wide World Photos

Das elektrische Pferd, Reit-Ersatz für 200- und 300-Pfündige

Philadelphia, Barnes Foundation.

Jules Pascin, Bildnis Pierre Mac-Orlan

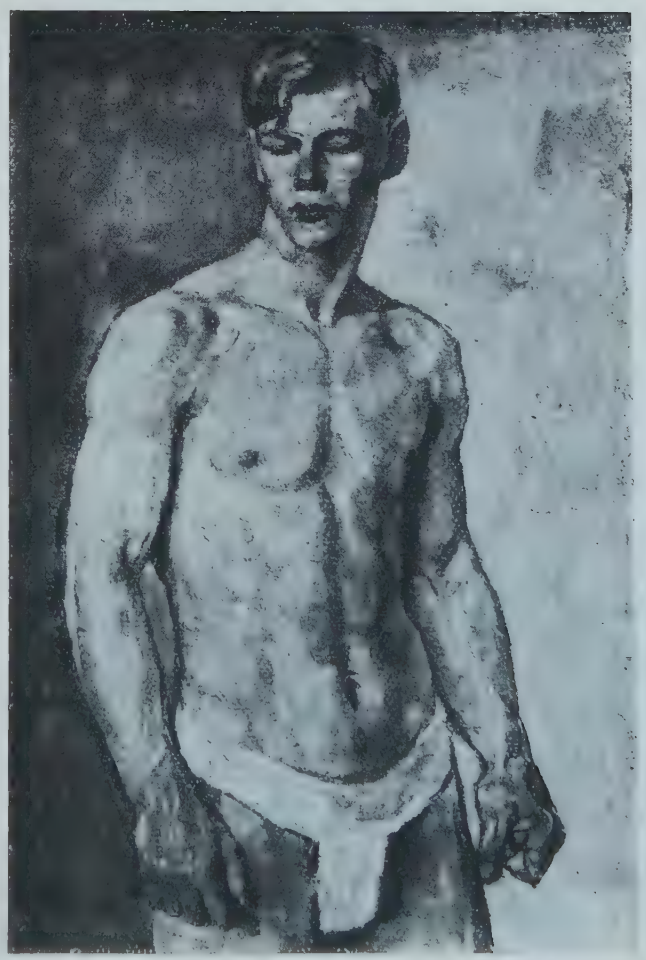


Ernö Rappée, Dirigent am Ufa-Palast. Komponierte Liszt in Jazz

Der Boxer Erich Brandl

Galerie Flechtheim

Renée Sintenis. Statuette



Galerie Flechtheim

Alfred Sohn-Rethel. Oelgemälde

Karneval im Kittchen

1. Im Zuchthaus. Durch die dicken vergitterten Milchglasscheiben über den Türen gleiten fahle Streifen der toten ewigen Nachtbeleuchtung über die Bettenreihen der Strafgefangenen. Sie tuscheln leise von Strohsack zu Strohsack, protzen mit schweinischen Heldentaten im Hahnenkampf des Karnevals. Verdächtigen ihre Weiber draußen in der Freiheit. Heute . . . heute . . . Ein jeder malt in Qualen dem Zwangsnachbar sein geiles fratzenhaftes Wunschbild aus, und wütet, wenn der es nicht für Wahrheit nimmt.

Der Lockenemil, der Friseur, hat von einer Klebarbeit ein paar Stückchen Glanzpapier gerettet und sinnlos seit Wochen vor den Aufsehern heimlich bewahrt. Nun verteilt er die farbigen Fetzen. Mit Spucke kleben sie sich die Farbflecke ins Gesicht. Alle müssen kichern, trotz der Gefahr.

Einer, der noch nicht lange da ist, summt durch die Zahnlücke einen modernen Schlager. Das Fragment eines wohlgehüteten Kammes sekundiert. Gebrummte, unter der Angst zerquetschte Töne: . . . und Mädi ist süß.

Sie ist keine Lady und keine Marquise . . . .

Streng ausgerichtet in den Betten beginnt der Schlafsaal in kleinen kurzen unsichtbaren Bewegungen Jazz zu tanzen . . . und Mädi ist süß.

Der Bulle haut mit dem Schlüsselbund an die Tür: „Ruhe!"

Ganz leise . . . und Mädi ist süß . . .

Kostentzug lauert drohend vor der Tür.

Noch leiser . . . und Mädi ist süß . . .

Dann ist es totenstill.

Nummer 42, seit elf Jahren im Hause, noch elf Jahre vor sich, fragt den Nachbar: „Was ist Jazz, ich kenne nur Walzer . . ."

„Mensch, Jazz, det kennst du nich? Denn kannste dir draußen überhaupt nich mehr sehen lassen, denn lachen dir die Weiber aus . . ."

Lange denkt Nummer 42 nach . . . denn lachen dir die Weiber aus? . . .

„So, so? Denn werd' ich mein Gesuch man lieber nicht machen, denn wäre ich ja erledigt?"

„Ja, denn wärste erledigt, wenn du Jazz nicht kennst."

Nummer 42 begreift das, und schläft ein.

. . . Mädi ist süß . . .

2. Im Frauengefängnis. Die Tänzerin Violetta hatte in der Gemeinschaftszelle am Karnevalssonntag derartig rebelliert, daß sie strafweise in Einzelhaft zurückgebracht wurde. „Hier können Sie Ihren Fasching alleine machen, Sie verkommenes Geschöpf," sagt die Aufseherin beim Zusperren.

Von den Ausstellungshallen herüber klingt die Musik zu Violetta in die Zelle, dieselbe Musik, zu der sie in der Revue so und so oft nackt auf der Bühne herumhopsen mußte. Weiter als zum Chortanzmädel hat sie es nicht gebracht; die Berufsbezeichnung „Tänzerin" konnte ihr trotzdem selbst der Staatsanwalt nicht abstreiten, und den Mitgefangenen gegenüber schien sie etwas Besseres zu sein.

Violetta rast, hadert, verspricht dem lieben Gott für ein Wunder alles Gute und Schöne.

Am anderen Morgen findet man sie erhängt in der Zelle. Nackt hängt ihre weiße Leiche im Aschermittwochlicht. Daß sie ihr staatliches Kleid zerfetzt und mit den Fingernägeln eine kokette kleine Gesichtslarve und einen Fächer zurechtgerissen hat, empört die Aufseherin am meisten.

Den Fächer gab Violetta nicht mehr her. Wenigstens einige Fäden rettete Fräulein Violetta noch mit ins Grab. *Matheo Quinz.*

Herr **Seelenfreund,** der Manager **Samson-Körners** und Inhaber der Firma Driels & Co., Fabrikation konfektionierter Weißwaren, zu Berlin, schreibt Herrn Alfred Flechtheim wie folgt:

Sehr geehrter Herr Flechtheim!

Ich ersehe in der letzten Nummer des Querschnitts in einem von Ihnen gezeichneten Artikel „Warum stelle ich Baschwitz aus?", daß Sie Herrn Samson-Körner der Drückebergerei vor Herrn Breitensträter bezichtigen.

Ich wundere mich außerordentlich, gerade von Ihnen einen derartigen Vorwurf zu lesen, da ich Sie bis jetzt sowohl in sportlichen wie auch künstlerischen Dingen als kühlen und sachlichen Beobachter und Beurteiler geschätzt habe. Bei der Bedeutung des Querschnitts als Zeitschrift sowie Ihrer Persönlichkeit als Sachkenner halte ich es für doppelt unverantwortlich, eine derartige Behauptung, die nachweislich unwahr ist, aufzustellen.

Auch Ihnen dürfte bekannt sein, daß Herr S.-K., ohne dazu verpflichtet zu sein, die Herausforderung B.s ohne weiteres angenommen hat, trotzdem dieser noch einen Ausscheidungskampf mit Diener zu absolvieren hatte. Falls S.-K. also die Absicht gehabt hätte, sich vor B. zu drücken, so hätte er — vorausgesetzt, daß B. über Diener siegte — noch Zeit gehabt, diesen Kampf monatelang hinauszuschieben. Er hat statt dessen die erste sich bietende Gelegenheit ergriffen, sich B. im Ring zu stellen und hofft nur, daß Breitensträter sich dieses Mal, im Gegensatz zum 1. Meisterschaftskampf, der sich über ein Jahr hinausgezogen hat, ebenso als Sportsmann zeigen wird.

Ich nehme an, daß Sie nicht nur persönlich Ihre Ansicht revidieren, sondern auch von sich aus diese Herrn Samson-Körner herabsetzende Äußerung zurücknehmen werden.

Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Seelenfreund.

Wir halten es für unsere Pflicht, den Brief in Abdruck zu bringen, damit der Irrtum Alfred Flechtheims berichtigt wird.

Entschuldigungszettel. Uns liegt folgender Entschuldigungszettel im Original vor: Berg, den 27. Nov. 1925. Lieber Herr Hauptlehrer! Sie möchten mir bitte genehmigen daß ich mir erlaube u. Ihnen den Max Freudling von der Schule ab wende für morgen Samstag. Ich brauche eben einen guten Zeichner der mir Inschriften macht zu einer kleinen Feier die plötzlich auskam. Zum Lichtfest soll ich die Dekorattionen ausführen. Um alles nun sinnlicher zu gestalten sind Inschriften sehr erforderlich. Dafür finde ich keine andere Kraft als den Freudling Maxl. Seid also so gut u. drückt ein Aug zu, schimpft nicht, nehmt lieber mich bei den Ohren die sind lang genug, auch sind meine Haare solang daß man einige rausreißen kann. Blos sitz ich Ihnen beim Löwirt auf die Anklagebank u. gleich am Sontag. Recht freundliche Grüße sendet Ihnen vielmals Gmeindner Andreas.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam, über das

„Handbuch der Literaturwissenschaft",

herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. O. Walzel-Bonn, bei.

Carl Einstein sprach am 7. 1. 26 **in der Pariser Sorbonne** über l'art comme moyen de transformation de l'espace. Er wurde von dem zahlreichen Publikum, worunter hervorragende Pariser Künstler und Gelehrte sich befanden, beifällig begrüßt. Er entwickelte Grundlinien einer Ästhetik, deren Neuheit allgemein anerkannt wurde. Der Vortrag wird in Bälde in französischer Fassung erscheinen.

Berliner Kunstbrief. Die alte Kunst im Privatbesitz wurde vom Kaiser-Friedrich-Museumsverein, der verdienstvollen Stiftung Bodes, in zum Teil wundervollen Stücken vom 14. bis 18. Jahrhundert gezeigt. Leider sind die Besitzer zum erheblichen Teile Juden, auch manche Neureiche. Alter Besitz ist es selten. Erfreulich ist nur, daß trotz des deutschen Ausverkaufs noch soviel Bilderbesitz im Lande verblieben. Die ersten Namen, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Murillo, Ribera waren in schlecht bezeichneten Gemälden vertreten. Sehr gut auch die späteren Italiener und Franzosen. Pesne als Berliner Hofmaler zeigte sehr schöne Stücke, wie überhaupt die friderizianische Zeit künstlerisch sehr belebt war, wie bedauerlich auch die französische Führung. Doch auch in Graff ist die echt deutsche Bildniskunst vertreten. Einige Kabinettstücke bringen die großen englischen Bildnismaler. Der Verlust an Kunstbesitz hat hauptsächlich unsere Spekulationsjuden, wie James Simon, betroffen, die teuer ihre zweifelhaften französischen Bilder des 19. und 20. Jahrhunderts abstießen und im Auslande verkauften, um der Wegsteuerung des Erlöses zu entgehen. Dieser Abgang ist daher kaum bedauerlich.

(Mitteilungsblatt des Gaues Kurmark der Deutschen Adelsgenossenschaft.)

Ein Romanangebot. Sehr geehrte Schriftleitung! Gestatten Sie mir, Ihnen heute meinen Roman „Die Erben des Grafen Reydt" anzubieten. Er ist flott und flüssig geschrieben, ein Werk, wie es immer gerne gelesen wird. Der Inhalt ist folgender: Graf Reydt ist gestorben; unter sehr seltsamen Umständen. — Selbstmord? — Man nimmt es an. Zwei Neffen beerben ihn. Einer soll freilich enterbt sein. Der andere kommt, gewinnt Vertrauen, Erbschein, Millionenvermögen, und — — ist verschwunden. Er war ein Gauner. Nun erst erscheinen die richtigen Neffen. Der Hochstapler hat schon das Weite gesucht und gefunden. Er ist auch der Mörder des Grafen. Nachforschungen — — Schweiz — — Flucht im Flugzeug. Ein Teil des Geldes wird wieder herbeigeschafft. Die Neffen freuen sich, — — — aber da kommt der Dritte, ein leiblicher Sohn des Grafen. Er ist aus einem Eisenbahnunglück hervorgegangen; wie, — zeigt der Roman. Jedenfalls ist er da. Alleiniger Erbe. Freundschaft mit seinem edlen Vetter; — — der andere, habgierige, geht leer aus. Ausgleichende Gerechtigkeit; Harmonie. Alles in Butter. Schluß . . . Sollten Sie zu einer unverbindlichen Prüfung geneigt sein, so bitte ich um gefl. Zusendung des angefügten Abschnitts mit Stempel und Unterschrift.

Hochachtungsvoll!
H. H

Bei der Redaktion des Propyläenverlags ging dieser Brief ein.

Rollmopsdreherin stellt ein, aber nur solche, die schriftlich beweisen können, daß sie bewandert sind: Müller, Chausseestraße. *(Berl. Morgenpost.)*

Deutsches Baden. Ein Führer zu Freude, Schönheit und Gesundheit mit 56 herrlichen Natur-Akt-Aufnahmen. Dies Buch unternimmt es mit kühnem Mut, das Nacktbaden als Wesensausdruck deutscher Gesinnung darzustellen. Es zeigt die engherzige Auffassung alter Generationen und läßt uns die aus Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit geborene Wendung erleben. So wird das Baden neu entdeckt als naturgemäße Lebensbetätigung, die aus gesundem Instinkt einfach nicht anders als nackt gepflegt werden kann, sei es in der Landschaft, Heim oder Garten. Die feinen und ausgezeichneten Bilder zeugen von einer Edelkultur des Bades, die über Nacht schon frohe Gegenwart geworden ist. *(Verlagsanz.)*

Von der bekannten und geschätzten Autorin Marie Madeleine erschien vor kurzem ein **neues Buch: Glimmende Liebesglut in tadelloser Friedensausstattung.** *(Verlagsanzeige.)*

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiss · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

EINGEGANGENE BÜCHER*)

KARBERG, BRUNO: *Zehn kleine Negerlein.* Hamburg, Bücherstube Hans Götz.

Katalog der zehnten Jahresausstellung Leipzig 1925. L. I. A. Leipzig, Verlag E. R. Wunderlich.

KÖRTE: *Die hellenistische Dichtung.* Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

KÜHN, HERBERT: *Ipek.* Jahrbuch für prähistorische u. ethnographische Kunst. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

KUPRIN, A.: *Jama die Lastergrube.* Interterritorialer Verlag „Renaissance", Berlin — Wien — Leipzig.

LANDSBERG, OTTO: *Student und Politik.* Ein Vortrag. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf.

LEACOCK, STEPHEN: *Die Abenteuer der armen Reichen.* Charlottenburg, Williams & Co.

LEACOCK, STEPHEN: *Humor und Humbug.* Charlottenburg, Williams & Co.

LENAU, NIKOLAUS: *Gedichte.* Herausgegeben u. eingel. von Heinrich Bischoff. Stuttgart, Strecker & Schröder.

LEOPOLD, OTTO: *Im Lande des Ober.* Ein Schelmenstück ohne Nachspiel. **Unsere lieben Urenkel.* Eine Vision. Freiburg i. B., I. Bielefelds Verlag.

LEVI, ELIPHAS (Abbé Alphons Louis Constant): *Das große Geheimnis.* München, Otto Wilhelm Barth Verlag.

LUDWIG, EMIL: *Wilhelm der Zweite.* Berlin, Ernst Rowohlt Verlag.

LÜTHI, KARL J.: *Gutenberg, Bodoni, Morris.* Eine Vergleichung ihrer Kunst. Bern, Buchdruckerei Büchler & Co.

MANN, THOMAS: *Der Zauberberg* (2 Bd.). Berlin, S. Fischer Verlag.

MASSÉ, GRETE: *Das Requiem.* Eine Mozartnovelle mit 4 Original-Lithographien von Paula Jordan. Leipzig, Fr. Kistner & C. F. W. Siegel Verlag.

MEIER-GRAEFE, JULIUS: *Vincent.* München, Verlag R. Piper & Co.

MOLO, WALTER VON: *Bobenmatz.* Roman. München, Albert Langen.

MÜHSAM, KURT: *Internationales Lexikon der Preise von Gemälden und Handzeichnungen aller Schulen und Länder.* Nach den Auktions-Resultaten der letzten Jahrzehnte. Berlin, Erich Reiss.

PERKONIG, JOSEF FRIEDRICH: *Schubert, Hendl und der Birnbaum.* Mit 4 Orig.-Lithogr. von Walter Klemm. Leipzig, Fr. Kistner & C. F. W. Siegel Verlag.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

Habe drei mal Versuch gemacht: **Kaffee Hag ist** doch unerreicht in **Qualität**

POLLHAMMER, KARL: *Jacques Callot als Illustrator.* Mit 45 Abbildungen. Wien, Krystall-Verlag.

PULVER, MAX: *Arabische Lesestücke.* Leipzig, Grethlein & Co.

Der Rhein im Lied. Eine Sammlung der schönsten Rheinlieder. Jubiläums-Ausgabe. Berlin, Neufeld & Henius.

RONALDSHAY, EARL OF: *Indien aus der Vogelschau.* Leipzig, Verlag F. A. Brockhaus.

SCHELLING: *Sein Weltbild aus den Schriften.* Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

Die Schlapperklange. Ein Buch rund um die Donauquelle. Donaueschingen, Anton Meder.

SCHOPENHAUER, ARTH.: *Die Persönlichkeit und das Werk.* Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

SCHRADER, HANS: *Phidias.* Frankfurter Verlagsanstalt A.-G.

SEIFERT, FRIEDRICH: *Der Streit um Karl Lamprechts Geschichtsphilosophie.* Augsburg, Dr. Benno Filser Verlag.

SELIGE, KURT: *Der neue Weltdiktator.* Leipzig, Poeten-Verlag.

STRACHWITZ, MORITZ GRAF: *Gedichte* mit einer Einleitung von Walther Brecht. Berlin, Pontos-Verlag.

TARCHIANI, N.: *Das mittelalterliche Italien.* München, Allgemeine Verlagsanstalt.

TROJE, L.: *Die Dreizehn und die Zwölf im Traktat Pelliot.* (Dogmen in Zahlenformeln.) Ein Beitrag zu den Grundlagen des Manichäismus. Leipzig, Eduard Pfeiffer.

UTITZ, EMIL, *Charakterologie.* Charlottenburg, Pan-Verlag Rolf Heise.

VERHAEREN, EMILE: *Die Morgenröte.* Drama in 4 Akten. In deutscher Übertragung von Eugen Gürster. Breslau, Süd-Ost-Deutscher Verlag.

VOGEL, BRUNO: *Es lebe der Krieg.* Ein Brief. Leipzig - Plagwitz, Verlag „Die Wölfe".

Von neuer Musik. Beiträge zur Erkenntnis der neuzeitlichen Tonkunst. Köln a. Rh., F. J. Marcan-Verlag.

WEILENMANN, HERMANN: *Die vielsprachige Schweiz.* Basel und Leipzig im Rhein-Verlag.

WINTERFELD - WARNOW, EMMY VON: *Ilse v. Beneckendorff.* Roman. Leipzig, Poeten-Verlag.

WOLKAN, RUDOLF: *Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern.* Augsburg, Johannes Skuda Verlag.

ZETTERSTRÖM, HASSE: *Schwedenpunsch.* Hamburg-Berlin, Verlag Hoffmann & Campe.

ACHERMANN, F. H.: *Die Kammerzofe Robespierres.* Roman. Olten (Schweiz), Verlag Otto Walter A.-G.

AL JENNINGS: *Räuber und Poet.* Übers. von Toni Harten-Hoencke. Stuttgart, Dieck & Co.

AULT, CLAUDE: *Lydia Sergijewna.* Roman. Übers. von Georg Schwarz mit einem Vorwort von Grete Urbanitzky. Leipzig, Verlag C. Weller & Co.

ATZENBECK, CARL: *Die deutsche Pompadour.* Leben und Briefe der Gräfin Lichtenau. Leipzig, Verlag Klinkhardt & Biermann.

AUFSEESSER, JULIUS: *Aus meinem Sammlerleben.* Berlin, Verlag Bruno Cassirer.

BAKUNIN, MICHAEL: *Die Bekämpfung des Zarismus.* Eingeleitet von Ernst Drahn. Berlin, Verlag R. L. Prager.

BAUER, DR. BERNHARD, A., *Weib und Liebe,* Studie über das Liebesleben des Weibes. Wien und Leipzig, Verl. Wilhelm Braumüller.

BIERMANN, GEORG: *Jahrbuch der Asiatischen Kunst.* II. Bd. 1925. Leipzig, Verlag Klinkhardt & Biermann.

75 % der Menschen leiden an

Stuhlverstopfung

„Ein träger Darm ist der Ausgangspunkt unzähliger Leiden. Durch Aufsaugung und Übertritt der zu lange im Darm weilenden Fäulnisstoffe ins Blut entstehen die allermeisten modernen Krankheiten: die Verdauungsstörungen, Magen-, Leber- und Gallenleiden, das große Heer der Nervenleiden, Unterleibskrankheiten, Hautkrankheiten usw. Die Fäulnis- und Gährungsprozesse verseuchen vom Darm aus durch den Säftestrom den ganzen Körper."

Zum Unterschied von Abführmitteln, die eine so ernste Erkrankung wie Verstopfung niemals heilen können, ist

Brotella

Nach Professor Dr. Gewecke

eine Darm-Diät, eine Heil-Diät, die den Darm naturgemäß, physiologisch behandelt. Brotella heilt eine jahrelange Verstopfung nicht „über Nacht" und darf es auch nicht, sondern wirkt durch Erziehung, Schulung, Bewegung, Reinigung und Reinhaltung, durch Schleimung, Glättung und Kräftigung des schlaffen, trägen und trockenen Darmtraktus.

Brotella ist eine biologische Früchtenahrung als schmackhafte Tellerspeise. Für Kinder und Erwachsene das gesundeste, heilsamste Frühstück und Abendessen!

Brotella-Darm-Diät statt Abführmittel!

Wir unterscheiden:

„Brotella-mild"
bei Magen- und Darmleiden, auch leichter Verstopfung und für Kinder Pfd. M. 1.40
9-Pfund-Postkolli M. 12.— franko

„Brotella-stark"
bei chronischer Stuhlverstopfung Pfd. M. 2.-
9-Pfund-Postkolli M. 17.50 franko

1 Pfd. „Brotella" gibt 20 Teller wundervoll schmeckende Suppe. 1 Teller kostet also ca. 10 Pf.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien. Reformhäusern usw. — Niederlagen werden nachgewiesen
Wo keine Niederlage, erfolgt Lieferung direkt ab Fabrik — Literatur kostenfrei

Wilhelm Hiller / Chemische Fabrik / Hannover

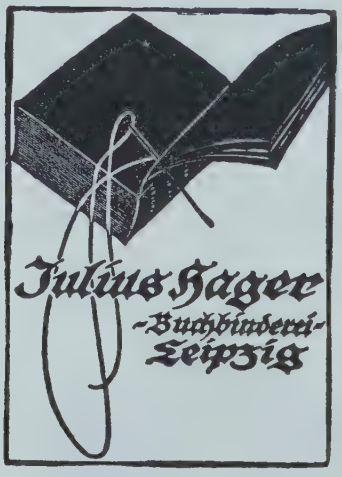
INSTITUT FÜR ASTROLOGIE UND CHARAKTEROLOGIE

SOPHUS JESSEN · BERLIN W30

NEUE WINTERFELDTSTRASSE 7

PROSPEKT KOSTENLOS

ASTROLOGIE – GRAPHOLOGIE
CHIROLOGIE – EINFÜHRUNG
DEUTUNG
KURSE UND PRIVATSTUNDEN



Stilmöbel
Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.
Lindenstr. 18-19
Sehr preiswert
Bequeme Zahlungs-
bedingungen

E. T. A. Hoffmann

Der Künstler und die Kunst von Ernst Heilborn

Der Geburtstag E. T. A. Hoffmanns hat sich zum einhundertfünfzigsten Male gejährt. Ernst Heilborn errichtet seinem Dichter ein Gedächtnismal. Selbst ein Poet, entwirft er ein zeitloses Porträt des gestaltenden Künstlers, der die Grotesken der menschlichen Seele schrieb. Ein Schüler Fontanes, malt er gobelinhaft in gebrochenen Farben das grillige Genie so, wie es war, den seltsamen Menschen und das realistisch-phantastische Werk, die gespannte und spannende Einbildungskraft und die witzige Lebensbeobachtung, den hinter das Wesen der Dinge blickenden Ekstaten und den großen Sittenschilderer. Das mit 8 Tafeln ausgestattete Werk kostet in Leinen M. 6.—

Fragen Sie Ihren Buchhändler nach der Reihe

Deutsche Lebensbilder

Die maßgebende moderne Kunstzeitschrift

für jedermann: Interessant, geistreich, gediegen, vielseitig, reichster Bilderschmuck, z. T. in Farben, herrlich ausgestattet, billig, ist

Das Kunstblatt

Führende Monatsschrift für künstlerische Entwicklung in Malerei, Skulptur, Baukunst, Literatur, Musik. — X. Jahrgang.

Man verlange Probenummer!

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam 20.

Soeben erschienen!

Eleg. Quartband mit 250 großen Bildern und Kunstbeilagen der schönsten Innenräume aller Art, mit einführ. Text des Herausgebers Hofrat Dr. Alexander Koch
Für jeden Kunstfreund von hohem Wert!
In Ganzlein. geschmackvoll geb. M 20.—
Vorz.-Ausg. weiß Japan mit Gold M 25.—
Illustrierter Verlagsprospekt gratis
Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt N 157

---

2 wichtige Musikbücher:

A. FRACCAROLI

Giacomo Puccini

Biographie

Ein Oktavband von 290 Seiten nebst einem Bildnis Puccinis

Geh. Gm. 4.50 / Ganzleinen Gm. 6.-

*

OTTO KELLER

Die Operette

in ihrer geschichtlichen Entwicklung
Musik – Libretto – Darstellung

Ein Oktavband von 504 Seiten nebst einem Bildanhang (75 Abb. auf 54 Tafeln)

Geh. Gm. 10.- / Ganzleinen Gm. 12.-

Zu beziehen
durch alle guten Buchhandlungen!

STEIN-VERLAG
LEIPZIG / WIEN / NEW YORK

In allen Apotheken & Drogerien zu haben.
Fordern Sie Gratis-Broschüre von der
Vitamin-Nährsalz-Ges. m. b. H. Hamburg 36

Galerien Flechtheim

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34

BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13

IMPRESSIONISTEN

und Werke von

de Fiori / George Grosz / Hofer
Levy / Nauen / Renée Sintenis,

von

Braque / Chagall / Clarenbach / Derain
Edzard / Gris / Haller / Laurencin / Leger
Maillol / Matisse / Moll / Pascin / Picasso
Pinner / Purrmann / Rouault / Sterne
de Togores / Utrillo / de Vlaminck / Weiss
u. a.

AUSSTELLUNGEN IM FEBRUAR

BERLIN: Henri Rousseau
DÜSSELDORF: Bruno Steinberg

Flechtheim & Kahnweiler
FRANKFURT AM MAIN, Oberlindau 1

Galerie Simon
29, bis Rue d'Astorg PARIS VIII

Galerie Würthle
WIEN I, Weihburggasse 9

REEMTSMA

SASCHA

5 ₰

HERMANN NOACK · BILDGIESSEREI

BERLIN-FRIEDENAU, FEHLERSTRASSE 8 / RHEINGAU 133 / GEGRÜNDET 1897

+

KUNST- UND KUNSTGEWERBLICHE
METALLARBEITEN JEDER ART FÜR
BAU UND INNEN-EINRICHTUNG
NACH ZEICHNUNG UND MODELL

+

AUSFÜHRENDE WERKSTATT DER
BEDEUTENDSTEN ARCHITEKTEN UND BILDHAUER

TIEFDRUCKE
KUPFERDRUCKE

einfarbig u. mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW 48

Wilhelmstraße 133 / Fernsprecher: Lützow 2810 und 6387

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

4 Auflagen in 8 Wochen verkauft!

Deutsches Baden

Ein Führer zu Freude, Schönheit und Gesundheit
von Magnus Weidemann. Preis: 3.80 M.

Mit 56 Natur-Aktaufnahmen auf feinstem Kunstdruckpapier.

Dies Buch unternimmt es mit kühnem Mut, das Nacktbaden als Wesensausdruck deutscher Gesinnung darzustellen. Es zeigt zunächst die engherzige und verlogene Auffassung der heutigen Generation und läßt uns dann die aus jugendlicher Sehnsucht nach unbedingter Wahrhaftigkeit geborene Wendung erleben. So wird das Baden neu entdeckt als naturgemäße Lebensbetätigung, die aus unverdorbenem und gesundem Instinkt einfach nicht anders als nackt und frei, unbefangen und rein gepflegt werden kann, sei es in der Landschaft, in Schule, Heim oder Garten. Die feinen und ausgezeichneten Bilder zeugen von einer Edelkultur des Badens, die über Nacht schon frohe Gegenwart geworden ist.

Robert Laurer Verlag, Egestorf 210/Bez. Hamburg

Phot. M. Weidemann